

Der Giebichenstein in Halle (Saale) – Neue Erkenntnisse zur prähistorischen Besiedlung und zur mittelalterlichen Baugeschichte

TORSTEN SCHUNKE UND MARIO KÜßNER

Die Ruine der Oberburg Giebichenstein steht seit der Romantik des 19. Jahrhunderts stark im Interesse der Öffentlichkeit und der Forschung. Dies beruht neben ihrer geschichtlichen Bedeutung auch auf ihrer Lage bei – bzw. seit ihrer Eingemeindung im Jahre 1900 innerhalb – einer großen Stadt und ihrem malerischen Standort auf einem Felsen an einem alten Saaleübergang (Abb. 1; vgl. auch Küßner/Schunke 2005, Abb. 1). Nach den Sicherungs- und »Verschönerungs«-Arbeiten aus besagter Zeit, von denen keinerlei Beobachtungen zur Baugeschichte überliefert sind, mussten sich die einsetzenden intensiveren Forschungen vor allem auf Archivalien und die wenigen obertägig sichtbaren Baureste stützen. Besonders zu nennen sind die grundlegenden Arbeiten S. v. Schultze-Galléras seit 1913 zur Geschichte der Burg Giebichenstein, die folgenden Veröffentlichungen von E. Neuß (1937) und Th. Voigt (1961) sowie die Ausführungen in H. Wäschers Burgenkatalog (1962). Die erwähnte öffentliche Aufmerksamkeit erreichte zur 1000-Jahr-Feier der Stadt Halle einen Höhepunkt, in deren Folge in den Jahren 1961–1970 durch das Institut für Kunstgeschichte der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, unter Leitung von H.-J. Mrusek, eine Forschungsgrabung durchgeführt worden ist. Zunächst bestand lediglich die Absicht, die ehemalige Oberburgbebauung über Suchschnitte zu erschließen. Später verfolgte die Grabung das Ziel, diese weitgehend freizulegen, um sie auch touristisch erschließen zu können. Die daraus gewonnenen, unbestritten wichtigen Erkenntnisse und insbesondere der veröffentlichte Grundriss der Burganlage, fanden in der Folge vielfach Eingang in die wissenschaftliche Literatur. Leider existieren von diesen umfangreichen, allerdings mit nicht zeitgemäßen Methoden und offenbar gegen den Widerstand der Fachämter durchgeführten Grabungen weder eine angemessene Dokumentation der zu Tage getretenen Befunde¹, noch sind, abgesehen von einigen profilierten Werksteinen, Funde dieser Grabungen zur Zeit auffindbar². Die fachlichen

1 Als Grabungsdokumentation hat die in dieser Hinsicht völlig unzureichende Dissertation Mruseks (1970) zu gelten. Das einzige vollständig mit Photographien bebilderte Exemplar an der Hochschule für Architektur in Weimar ist allerdings zur Zeit nicht auffindbar.

2 Erwähnt werden beispielsweise 36 Kisten mit frühneuzeitlicher Keramik allein aus dem Hof-

schutt (Mrusek 1972, Abb. 14). Abgebildet sind weiterhin heute nicht mehr vorhandene Werksteine, wie beispielsweise Säulen- und Maßwerkfragmente (Mrusek 1972, Abb. 10 und 11) sowie Heizungsverschlusssteine (Mrusek 1972, Abb. 13; vgl. auch Mrusek 1989, 112–123, insbesondere 112–113).



Abb. 1 Lage der Oberburg Giebichenstein, Blick von Süden.

Differenzen äußerten sich öffentlich in Artikeln J. Schneiders³, der nach der abschließenden Bearbeitung und Veröffentlichung der Grabungen durch H.-J. Mrusek (1970, 1972 und 1972a) an Hand von sonst wohl weitgehend unterbliebenen Profilschnitten auf die viel komplexeren Befundsituationen, als sie von H.-J. Mrusek dargestellt worden sind, sowie die Möglichkeiten der Befunddatierung über Keramik aufmerksam machte und damit verbunden abweichende Ansichten formulierte. Aus der folgenden Zeit sind, neben Veröffentlichungen zu Einzelproblemen (Koch 1978; Koch u. a. 1984; Höhne 1997), besonders die zusammenfassenden und wertenden Arbeiten von H.-J. Brachmann (1992, 100, 114, 117, 133–135), E. Neuß (1995), R. Schmitt (1988, überarbeitete Neuauflage 1993) und E. Schwarze-Neuß (1996 und 1997) zu nennen. Daneben sind auch verschiedene Untersuchungen zur Unterburg Giebichenstein, die heute die Hochschule für Kunst und Design beherbergt, für die Beurteilung der Geschichte der Oberburg von Bedeutung (John 1965; Scholz 1998).

In der relativ kurzen, seit den Ausgrabungen vergangenen Zeit entwickelte sich der Zustand der Bausubstanz bedrohlich. Der Absturz eines Teils der Südaußenmauer 1982

3 Schneider 1971, 39; 1973 und 1975, insbesondere 533, 551/552 und 567; vgl. auch Brachmann 1992, 133; Koch u. a. 1984, 255/256 und Ortsakten des Landesamtes für Denkmalpflege und Archäologie Sachsen-Anhalt. Durch J. Schneiders punktuelle

Untersuchungen wird das Ausmaß der vielen, durch die laienhaften Ausgrabungs- und Dokumentationsmethoden, unwiederbringlich verentenen Erkenntnismöglichkeiten deutlich.

war lediglich das am deutlichsten sichtbare Zeichen des Verfalls (Koch u. a. 1984, 256; Höhne 1997), mindestens ebenso dramatisch waren die schleichende Erosion der offen liegenden Mauerzüge und anthropogen verursachte Beschädigungen (vgl. bereits Koch u. a. 1984, 251 und 255). Besonders auffällig war der Zustand des bekannten singulären »Leuchterpfeilers« im Wohnturm (Mrusek 1972, Abb. 21), dessen beschädigte Einzelteile nur mit Mühe im weiteren Umfeld aufgefunden werden konnten. Im Auftrag der Stadt Halle wurden daher in den Jahren 1997–2000 die dringend notwendigen Sicherungs- und Rekonstruktionsarbeiten an der Oberburg durchgeführt. Da bei diesen Arbeiten einige, nach den Mrusekschen Grabungen wieder verschüttete Mauerzüge neu aufgedeckt werden mussten, bot sich die Gelegenheit, verschiedene wichtige Mauerstrategien zu überprüfen bzw. erstmals zu dokumentieren⁴. Im Zuge der Freileigungsarbeiten zeigte sich an mehreren Stellen, dass die Oberburg bei den früheren Ausgrabungen keineswegs vollständig bis auf die vermeintlich romanischen Fußbodenniveaus ausgegraben worden war⁵. Schon die, mit einer Ausnahme, relativ kleinflächigen erhaltenen Befundsituationen, welche die Verfasser dokumentieren konnten, lassen in Verbindung mit den geborgenen Funden einige völlig neue Aspekte zur Baugeschichte auf dem Giebichenstein erkennen. Die wichtigsten Beobachtungen und daraus abzuleitenden Deutungen sollen hier vorgestellt und mit repräsentativen Funden⁶ belegt werden. Die Funktionsansprache der Bauten orientiert sich an den Bezeichnungen Mruseks, diese und weitere Begriffe – wie etwa »gotischer Turm«, Torturm und Palaskomplex – sind als *termini technici* zu verstehen.

Umfangreichere Dokumentationsarbeiten konnten in verschiedenen, als »Schnitte« bezeichneten Bereichen der Oberburg durchgeführt werden (Abb. 2). Diese lagen südwestlich des Wohnturmes bis zum Zugang des Gewölbes II (Schnitt A), vor der Nord-Ost-Ecke der Burgaußenmauer (Schnitt B), am »Nord-Ost-Eingang« (Schnitt C), im Bereich des Palasvorbaues (Schnitt D), am Torturm (Schnitt E) und südlich und südöstlich des Wohnturmes (Schnitt F). Weitere interessante Beobachtungen gelangen im Wohnturm, im Palas, im Gewölbe II, an der Nord-West-Außenmauer und dem östlich unterhalb der Oberburg gelegenen, noch heute benutzten Zugang durch eine kleine Pforte. Im Folgenden werden die Beobachtungen in genannter Reihenfolge vorgestellt, daran schließt sich eine Korrelation und zusammenfassende Bewertung dieser an.

4 Die Arbeiten wurden unter der fachlichen Leitung des Landesamtes für Denkmalpflege Sachsen-Anhalt, in Person von R. Schmitt, Halle/Saale, durchgeführt. Für die organisatorischen Abläufe zeichnete das Büro für Bauforschung und Denkmalpflege S. Mechel, Halle/Saale, verantwortlich. Die Dokumentations- und teilweise die Freileigungsarbeiten lagen in den Händen der Verfasser, zeitweise waren Studenten des Institutes für Prähistorische Archäologie der Martin-Luther-Universität beteiligt, insbesondere sind hier K. Funke und B. Schiefer zu nennen, denen für ihr Engagement herzlich zu danken ist.

5 Mrusek 1972, 71. Leider gab es keinerlei Hinweise, was die »fast völlige Freilegung« der Oberburg

bedeutet, d. h. ob und wo evtl. noch Schichten *in situ* zu erwarten waren. Damals Beteiligte sprachen von der völligen Ausgrabung bis auf die romanischen Fußbodenniveaus. Der vor dem Beginn der Rekonstruktionsarbeiten daher nicht absehbare Fund- und Befundfall führte zu einem unplanbaren und erheblichen zeitlichen Mehraufwand.

6 Insgesamt liegen mehrere Tausend Scherben (Vorgeschichte: ca. 13,4 kg; Mittelalter: ca. 26,6 kg), Kachelfragmente, Briquetage, Spinnwirtel, Eisen- und Bronzeobjekte, Glas, Ziegel, sehr viele Tierknochen, weitere Kleinfunde und Mörtelproben vor.

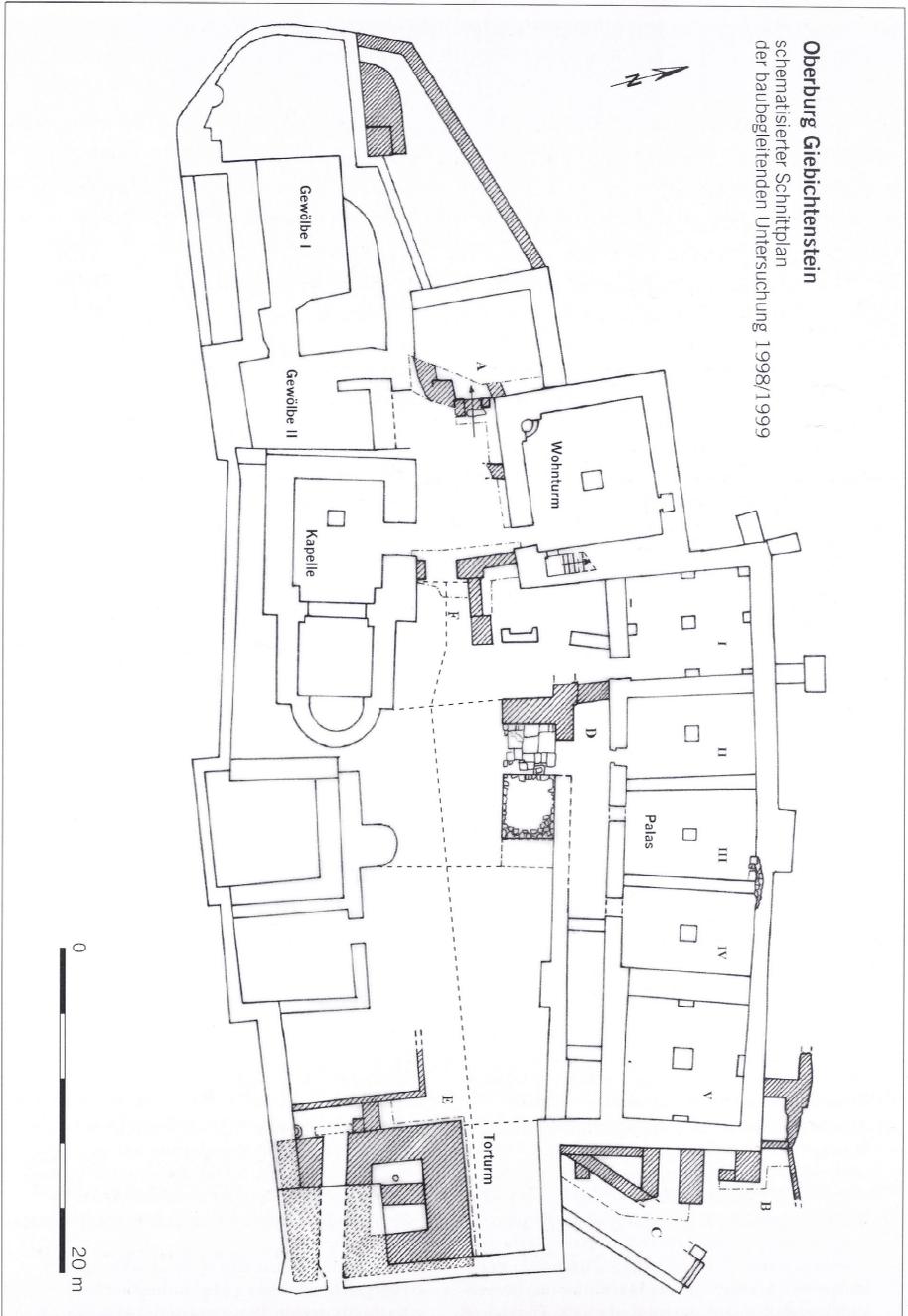


Abb. 2 Oberburg Giebichenstein, schematisierter Schnittplan der baubegleitenden Untersuchungen 1998/99 (Strich-Punkt-Linien – schematisierte Schnittgrenzen; Schraffur – neu aufgedeckte bzw. neu untersuchte Mauern; Strichlinien – Absätze im Hopfplaster). – Die Großbuchstaben kennzeichnen die einzelnen Schnitte; zu Einzelheiten vgl. die jeweiligen Abschnitte.

1. Befunde

Schnitt A

Der Schnitt erstreckt sich in unterschiedlicher Breite vom Eingang des erhaltenen Gewölbes II im Süden bis an die nördliche Außenmauer der Oberburg, entlang der Westmauer des Wohnturmes (Abb. 2). Dazu kommt eine Erweiterung nach Osten, entlang der Südmauer des Wohnturmes. Die Anlage des Schnittes erfolgte nach dem Abbau der Betontreppe zum westlichen Teil der Oberburg. Das Westprofil des Schnittes zeigte über den nachfolgend zu besprechenden Mauerzügen einen Aufbau aus lockeren Schutteinfüllungen in gleicher Art, wie im Profil (Abb. 3) dokumentiert.

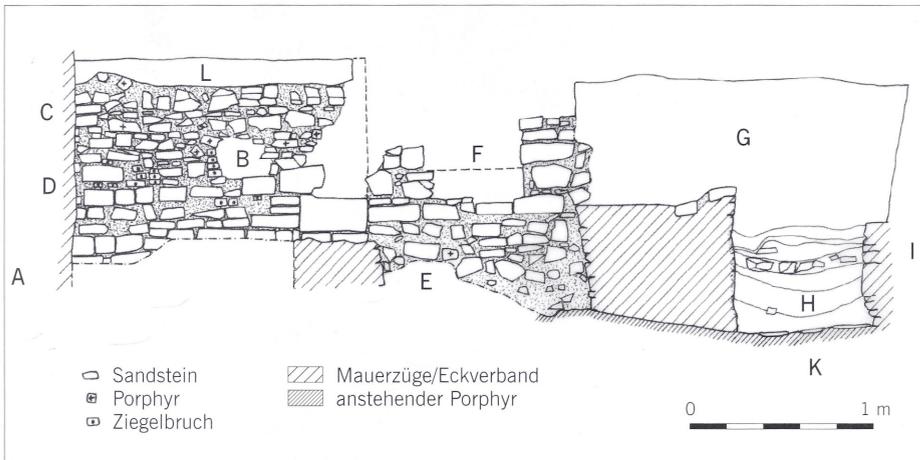


Abb. 3 Schnitt A – Ostprofil von der Nordaußenmauer bis zu Gewölbe II.

- | | |
|--|-------------------------------------|
| A – nördliche Kurtine | G – Schuttauflage |
| B – Wohnturm | H – Stratifizierte Schuttverfüllung |
| C – Ansatzhöhe des anschließenden Gewölbes | I – Gewölbe II |
| D – Bodenniveau des Gewölbes | K – Estrich |
| E – Fundament | L – Betonplatte |
| F – Durchgang (die Strichlinie bezeichnet das Schwellenniveau) | |

Im südlichen Bereich des Schnittes – gegenüber dem Gewölbeeingang – fand sich als stratigraphisch ältester Baukörper ein starker, in gemörteltem Sandstein lagig ausgeführter, zweiphasiger Eckverband einer wahrscheinlich nach Osten weiterlaufenden Mauer (Abb. 4). Ihm war südlich, zum Gewölbe II hin, eine schlecht gesetzte und teilweise mit Ziegeln und Beton mehrmals reparierte, von Westen nach Norden umbiegende, Mauerschale vorgeblendet. Der zwischen Gewölbe II und dieser Mauerschale Ost-West auf dem anstehenden Felsen verlaufende Durchgang führte am Gewölbeeingang vorbei in Richtung der mit ca. 2,00 m deutlich höher liegenden Kapelle. Er war bis in die Höhe von etwa 3,00 m zugeschüttet (Abb. 3). Die klüftige Felsoberfläche wurde im ehemaligen Gang durch einen Ziegelbruch-Mörtel-Estrich ausgeglichen. Der, unter baugeschichtlichen Aspekten sehr interessante, weitere Verlauf des Ganges nach Osten konnte



Abb. 4 Schnitt A – Blick nach Süden über den Ost-West-verlaufenden spätmittelalterlich/frühneuzeitlichen Durchgang auf den ältesten Eckverband im Schnitt. Im Hintergrund der Eingang zu Gewölbe II.

nicht geklärt werden, da die Verfüllung nicht abgetragen worden ist. Zu ihrer Stabilisierung wurde nun eine Süd-Nord verlaufende Mauer vorgeblendet.

Stratigraphisch ältester Baukörper im Nordteil des Schnittes A war eindeutig der Wohnturm mit seiner Süd- und Westmauer, deren Außenschalen untersucht werden konnten. Wichtigstes Ergebnis war der Nachweis der erhaltenen Süd-West-Ecke des Turmes mit einem sehr gut gearbeiteten großen Eckquader mit Randschlag (Abb. 5, 6) und –im selben Niveau– der Oberkante der Originalmauern des Turmes. Diese waren durchgehend aus mittelgroßen bis großen weißen Sandsteinblöcken in sehr guter Horizontierung gesetzt (Abb. 3B). Die, nur in ihrer untersten Lage erhaltene,

Außenschale der Südmauer verlief nicht, wie zu erwarten war, geradlinig auf den Eingang zum Wohnturm zu, sondern wies nach ca. 5,00 m von der Südwestecke aus einen Knick nach Ostnordost, zum Eingang hin, auf (Abb. 7). Da genau am Knickpunkt eine Störung bis auf den anstehenden Felsen zu verzeichnen war, konnte dieser eigenartige Befund nicht weiter geklärt werden. Das Aufgehende entstammte komplett der Rekonstruktion der siebziger Jahre des 20. Jahrhunderts. Den erhaltenen Originallagen der Außenschale der Westmauer des Turmes lag ein Teil eines nach Westen abgehenden Gewölbes auf, welches sich auch durch die Verwendung von Porphyrböcken und Ziegelbruch in deutlich schlechterer Setzung (Abb. 3C, D; Abb. 5) als jünger erwies. Darauf lag die Betonplatte der Rekonstruktion.

Einige Mauern waren an den Wohnturm angefügt. Von der Südmauer ging eine, in dem kleinen freigelegten Bereich weitgehend zerstörte, Mauer offenbar in Richtung der Nord-West-Ecke der Kapelle ab (Abb. 2). Eine weitere Mauer verlief von der originalen Süd-West-Ecke des Turmes nach Westsüdwest (Abb. 2 und 5). Die Oberkante dieser Mauer zeichnet in etwa das Fußbodenniveau des auf der Westmauer des Wohnturmes



Abb. 5 Schnitt A – Blick auf die Süd-West-Ecke des Wohnturmes (unter der Phototafel) mit aufliegendem Gewölbeansatz und davor verlaufendem Ost-West-Durchgang.

aufliegenden Gewölbes nach, wie auch einige Estrichreste am Nordabschluss des Gewölbes in gleicher Höhe belegen. Im Nordabschluss – gleichzeitig die nördliche Außenmauer der Oberburg – war ein großer Quader mit spätgotischem Steinmetzzeichen relativ locker in Ziegeln verbaut. Die Situation machte den Anschein, als sei hier ein ehemaliger Mauerdurchbruch zugesetzt worden, der sich in der Außenschale der Nordaußenmauer allerdings nicht abzeichnet. Letztere kann in ihrem heutigen Zustand den Ausbesserungsarbeiten des 19. Jh. entstammen. Das Steinmetzzeichen (Abb. 8) findet keine Entsprechung unter den veröffentlichten Signaturen an spätgotischen Gebäuden der näheren Umgebung⁷. Der Quader selbst ist im Zuge der jetzigen Rekonstruk-

tionsmaßnahmen sichtbar als oberster Quader der Süd-West-Ecke des romanischen Wohnturmes gesetzt worden. Da dieser spätgotische Quader wahrscheinlich schon während der Nutzungszeit des Gewölbes sekundär verbaut worden ist und aufgrund vorliegender Keramik aus der Verfüllung bestand das Gewölbe mit Sicherheit während der Renaissance. Weitere Angaben zur Bau- und Nutzungszeit sind nicht zu treffen.

Zwischen die originale Süd-West-Ecke des Wohnturmes und den oben beschriebenen alten Eckverband im Süden war ein, bis auf den anstehenden Felsen abgestuftes Fundament mit teilweise erhaltenem Aufgehenden, eingefügt (Abb. 4, 5). Die Befundsituation ist durch einen Schwellstein und Wangen eindeutig als Ost-West-Durchgang (Abb. 2, Pfeil) gekennzeichnet. Die Funde in der Fundamentgrube erweisen diesen Einbau als vergleichsweise jung (renaissancezeitlich oder jünger).

⁷ Vgl. u. a. Halle: Schwetschke 1852; Wäscher 1955, Abb. 50; Merseburg: Ramm 1978, Abb. 48; Sachsen: Pfau 1895.



Abb. 6 Schnitt A, Wohnturm – Oberster originaler Eckquader mit Randschlag.



Abb. 7 Schnitt A, Wohnturm – Verlauf der Südmauer mit Ausbruch.



Abb. 8 Schnitt A – Spätgotisches Steinmetzzeichen an einem sekundär verbauten Sandsteinquader.

Schnitt B

Schnitt B wurde bei Sicherungsarbeiten am Fundament der Außenmauer, außen an der Nordostecke des Palas, Raum V, angelegt (Abb. 2). Dort fällt der Felsen bereits steil nach Norden ab. Bei den Arbeiten wurde eine Außenkonstruktion (Doppelkasten vor der Nordaußenmauer) aufgefunden, deren Verfüllung nicht untersucht werden konnte. Die an einigen Stellen direkt auf dem anstehenden Felsen erhaltenen Reste einer Kulturschicht konnten als früheisenzeitlich angesprochen werden. Von der Nordostecke des Raumes V läuft, zunächst nach Norden, dann nach Osten, eine schmale, in Zementmörtel gesetzte Mauer ab, die ein kleines Plateau nördlich unterhalb des »Nord-Ost-Einganges« be-

grenzt. In dieser, nicht auf dem Felsen gegründeten Mauer fanden sich Metallklammern, Geländer- und Betonreste. Ein schmaler Bereich entlang der Mauern, der für die Bauarbeiten freigelegt werden musste, wurde von den Verfassern untersucht. Die oberste Schicht enthielt glasierte Keramik. In den darunter folgenden fanden sich wenig mittelalterliche Keramik und Bauschutt sowie eine große Menge prähistorischer Keramik und Tierknochen. Die unterste Schicht über dem anstehenden Porphyr ist aufgrund des Fundinhaltes (Keramik, Spinnwirtel, Bronzespire und Tierknochen) als ungestörter Rest eines spätbronze-/früheisenzeitlichen Kolluviums anzusprechen. Das Plateau mit den erwähnten Kulturschichten konnte im wesentlichen erhalten werden.

Die bauliche Situation vor der Nordostecke des Palas, Raum V, stellte sich wie folgt dar: Nach Osten abgehend, offenbar zur Sicherung und Verstärkung der Außenmauer, wurde ein stumpf endender kurzer Mauerzug – in der Funktion eines Strebepfeilers – angefügt. Dieser steht auf einer (eigens angelegten?) kleinen Terrassierung des anstehenden Felsens. Eine in die Südschale der Mauer verbaute Spolie, die in die Romanik zu datieren ist, wurde bereits von H.-J. Mrusek erkannt⁸. In den Zwickel zwischen dem besprochenen Baurest und dem nach Süden steil ansteigenden Felsen war eine kleine Mauer eingebaut worden (Abb. 9).

Zur Datierung der Mauerreste im Schnitt lässt sich folgendes feststellen: die der Außenmauer vorgelagerten Mauern gehören verschiedenen Phasen an. Älteste Baureste

⁸ Mrusek 1970, 57. Diese und eine weitere Spolie aus dem Torturm (Werkstein mit einem stilisierten vogelartigen Wesen) datiert Mrusek (1970, 57/58)

nach Vergleichen mit der Ornamentik der Quedlinburger Stiftskirche um 1100.



Abb. 9 Schnitt B – Situation an der äußeren Nord-Ost-Ecke des Palaskomplexes, von Osten.

sind die Mauern des Doppelkastens, die, wie der Palas, ausschließlich aus Sandstein in Mörtelverband bestehen. Ihr Verhältnis untereinander und ihre Funktion konnten nicht geklärt werden. Die das kleine Plateau umgrenzenden Mauern sind sehr jung und entstammen wahrscheinlich dem 19./20. Jh. Offenbar ist das gesamte Plateau, und damit auch seine Einfassung, in Verbindung mit dem östlich davon liegenden »Nord-Ost-Eingang« zur Oberburg zu sehen.

Schnitt C

Der Schnitt liegt im Bereich des sogenannten »Nord-Ost-Einganges« zur Oberburg, östlich von Raum V und dem Südvorbau des Palaskomplexes (Abb. 2). Die Rekonstruktionsarbeiten führten zur Freilegung prähistorischer Kulturschichten und mehrerer Reste von Mauern (Abb. 10). Von der auf dem bekannten Plan von H.-J. Mrusek (1972, 1989) eingestrichelten Westwange des Aufganges konnten an der angegebenen Stelle trotz Freilegung des gewachsenen Felsens keinerlei Reste festgestellt werden. Als älteste Mauer erwies sich jene, von Raum V des Palas nach Osten abgehende, welche im Osten beim Bau einer schräg verlaufenden Mauer gekappt worden war. Beide waren in Lehm gesetzt, enthielten Porphybruchsteine und waren nicht auf dem anstehenden Felsen, sondern auf einem 0,30 m bis 0,40 m starken prähistorischen Schichtpaket gegründet (Abb. 10). Der Ostmauer des Palas war ein Mauerzug vorgeblendet, der nach den Baufugen zeitlich zwischen die beiden besprochenen Mauern einzuordnen ist. Ein kleiner, von der Südwest-Nordost verlaufenden Mauer überlagerter, größtenteils abgebrochener Mauerrest steht, nach Bauweise und



Abb. 10 Schnitt C – Bereich des sogenannten »Nord-Ost-Zuganges« von Norden.

Ausrichtung, offenbar in Bezug zur genannten ältesten, parallel zu ihr verlaufenden Mauer (Abb. 2, 10 und 11).

Der am Plateau von Schnitt B ansetzende Teil des »Nord-Ost-Einganges«, der bereits während der Grabungen durch H.-J. Mrusek freigelegt worden war, wurde neuerlich aufgedeckt. Es war noch eine aus mehreren Blöcken bestehende Stufe nachzuweisen, die östlich von einem größeren Block begrenzt wurde. Eine eiserne Angel deutet auf eine Türkonstruktion. Oberhalb der Stufe war der steil aufsteigende Fels in Breite der Stufe als Rampe abgearbeitet, eventuell für eine hölzerne Treppenkonstruktion. Die von uns freigelegte schräge Mauer läuft parallel zu der von H.-J. Mrusek eingezeichneten Ostwange des »Nord-Ost-Einganges«, welche obertägig nicht sichtbar ist und deren Verlauf von den Rekonstruktionsarbeiten nicht betroffen war. Offenbar handelt es sich bei der im Schnitt C erfassten, teilweise durch H.-J. Mrusek bereits freigelegten Mauer um die fragliche Westwange des »Nord-Ost-Einganges«, auch wenn damit der südwestliche obere Bereich des Zuganges breiter gewesen sein muss, als der nordöstliche, unterhalb des Steilabfalles gelegene.

Der prähistorische Schichtkomplex entstammt der Spätbronze- und hauptsächlich der Früheisenzeit. Sämtliche Mauerreste sind nach der Lehmbauweise und der im Vergleich schlechten Gründung sowie dem verwendeten Material (viel Porphyr) als vergleichsweise jung – nicht vor dem 15. Jh – einzuschätzen. Damit ist auch die frühestmögliche Datierung für den »Nord-Ost-Eingang« gegeben.

Der gesamte Schnitt C wurde, da die ungestörten prähistorischen Schichten erhalten werden sollten, zugeschüttet und durch neu angelegte Mauern abgeschlossen und gestützt.

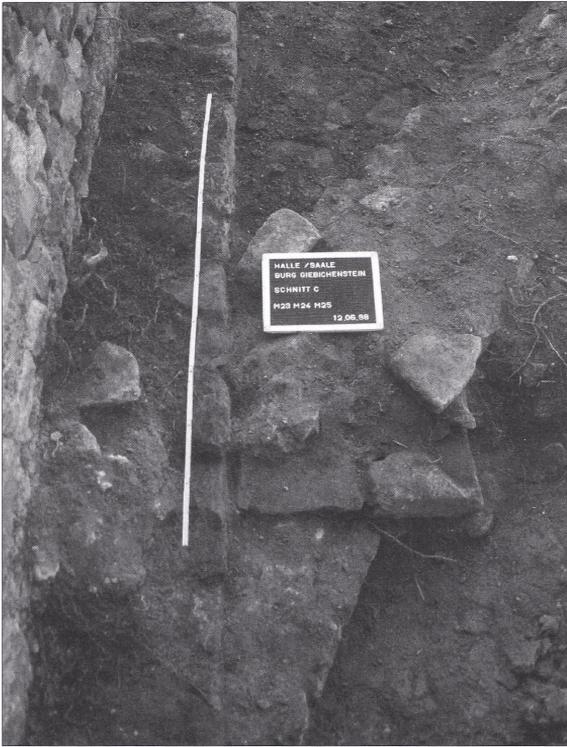


Abb. 11 Schnitt C – An der Ostmauer des Palas verlaufender Mauerzug und stratigraphisch jüngere Mauerreste, Blick nach Norden.

Schnitt D

Als Schnitt D wird der Bereich südlich vor den Räumen II und III des Palas bezeichnet (Abb. 2). Zentraler Baukörper ist der T-förmig erhaltene Mauerverband in seinen verschiedenen Bauphasen (Abb. 12C). Er besteht aus einer Ost-West verlaufenden mehrphasigen Mauer, die im Osten nach einem Meter stumpf abschließt und einem davon nach Süden ablaufendem Mauerteil, der nach 3,40 m stumpf endet. Die unteren Lagen bestehen im Wesentlichen aus roten und teilweise weißen, gut gesetzten Sandsteinquadern. Die oberen Teile dagegen weisen mehrfache

Veränderungen, unter Nutzung von Porphyrböcken, auf. Im Westen, zwischen dem beschriebenen Mauerverband und der Südmauer des Palas (ungefähr in Flucht der Trennmauer zwischen den Räumen I und II), ist eine Quermauer eingefügt (Abb. 12E). Der T-förmige Mauerverband ist mehrphasig und besitzt unterschiedliche Mauerstärken. Bemerkenswert ist, dass die Südmauer des Palasvorbaues vor Raum V ebensolche aufweist.

Westlich von dem T-förmigen Mauerverbandes begrenzt liegt ein Pflaster aus teilweise zersprungenen Sandsteinplatten (3,40 m x 3,00 m). Die Platten waren verschieden groß (Abb. 12F), die größte erreichte 1,30 m x 1,20 m. Eine leichte Neigung der Pflasterung nach Osten steht im Zusammenhang mit einem sandsteingefassten, später mit Ziegeln ausgelegten, Quadrat (Abb. 12H), unter welchem sich offenbar ein Ablauf befand. Der Ziegelverschluss wurde nicht geöffnet, scheint aber durch einen neuen Kabelgraben beschädigt worden zu sein. Ursprünglich setzte sich das Pflaster wahrscheinlich bis zu dem nördlich anschließenden Ziegelpflaster (Abb. 12I) fort.

Östlich an Pflaster und Ablauf schließen sich auf 3,40 m x 3,90 m die Reste eines im Osten erhöhten und zum Ablauf im Westen geneigten Podestes an (Abb. 12G). Im Osten haben sich Teile einer unregelmäßigen Sandsteinpflasterung erhalten. Neben dem Podest – wiederum östlich – ist eine Lücke (Abb. 12D) in der Hofpflasterung (3,40 m x 1,50 m) zu beobachten, welche für die Gesamtinterpretation des Palaskomplexes von Bedeutung sein wird.

Schnitt E

Die Arbeiten an Schnitt E (Abb. 2) wurden nötig, da der romanische Durchgang durch den heute noch stehenden Torturm (Abb. 13), im folgenden vorgreifend als »gotischer Turm« bezeichnet, wieder als Eingang zur Oberburg hergerichtet werden sollte. Dazu wurde der bereits von H.-J. Mrusek freigelegte Durchgang wieder bis auf den anstehenden Felsen freigelegt und darüber hinaus die Verfüllung in Verlängerung des Durchgangs nach Westen ausgeräumt. Bei der weiteren Freilegung nach Norden kam eine Anzahl von Mauern zu Tage, insbesondere eine sehr starke, Nord-Süd verlaufende, welche durch ihre Qualität und Länge als Teil eines bedeutenden Bauwerkes erschien und damit zur weiteren Aufdeckung des Schnittes Anlass gab.

Das Bauwerk erwies sich als ein Vorgängerbau des noch existierenden »gotischen Turmes«, zu dem auch das Gewölbe (Abb. 14), welches bereits von H.-J. Mrusek als weiterverwendeter Teil eines älteren, angeblich vorromanischen Baues angesehen wurde, gehört. Dieser Bau, im folgenden als Torturm bezeichnet, hat die Maße 9,00 m x ca. 11,80 m (nachgewiesen 10,60 m; Abb. 15A). Er ist direkt auf dem nach Südosten abfallenden anstehenden Felsen gegründet. Im Südteil durchstößt der tonnengewölbte Durchgang den Baukörper schräg und gliedert den Grundriss in zwei trapezförmige Teile, einen größeren nördlichen mit Innenraum und einen kleineren massiven im Süden.

Im folgenden wird zunächst der Nordteil beschrieben. Er zeichnet sich durch ein sehr gut horizontiertes zweischaliges Mauerwerk aus weißem Sandstein aus. Die Blöcke sind auf der Schauseite grob rechteckig zugerichtet. Die gute Horizontierung bewirkte auch den auf uns gekommenen lagigen Abbruch des Mauerinneren, bestehend aus unbearbeiteten mittelgroßen und kleinen weißen Sandsteinen in Mörtel. Auffällig war die unterschiedliche Beschaffenheit des Mörtels, welcher in der Außenschale weißlich (wahrscheinlich Gipsmörtel mit sehr wenig Sand), im Inneren gröber, gelblich (wohl bedingt durch höheren Sandanteil) ist. Die Erhaltung des Aufgehenden ist im Norden einlagig, im Westen von Nord nach Süd zunehmend bis zu vier Lagen. Im Nordostbereich ist durch die Schaffung eines (jetzt wieder geschlossenen) Ostzuganges zur Oberburg die Außenschale stark gestört. Die Südwestecke, gleichzeitig die Nordwange des Durchgangs, ist schräg nach Südosten bis auf den anstehenden Felsen ausgebrochen. Dort ist nur noch die Mörtelstandspur des stumpfwinkligen Eckquaders erhalten (Abb. 15, 16). Für diesen wurde der Felsen ausgearbeitet. Im Durchgang steigt die Mauer nach Osten hin an, um schließlich in das vollständig erhaltene Gewölbe unter dem »gotischen Turm« überzugehen. Hinter der heutigen Tür des »gotischen Turmes« ist ein weiterer Eckverband des romanischen Baus in vier Lagen aus großen Sandsteinquadern auf 0,90 m Höhe erhalten (Abb. 15C, 17), wodurch sich eine Ost-West-Ausdehnung des Bauwerks von 9,00 m ergibt.

Der Innenraum wurde erst bei Errichtung des »gotischen Turmes« durch eine Stützmauer etwa mittig geteilt (Abb. 15E). Diese diente zur Abstützung der Nord-West-Ecke des »gotischen Turmes« (Abb. 18). Durch die Teilung entstanden zwei annähernd gleich große Räume. Sämtliche Innenschalen sind, wie die Außenschalen, durch sorgfältige Horizontierung und die Verwendung einseitig gut zugerichteter kleiner bis mittelgroßer weißer Sandsteinblöcke gekennzeichnet. Die Innenschale im östlichen Raum zeichnet sich durch stufenartige Vorsprünge in verschiedenen Höhen in der Ost- und der Nordmauer aus (Abb. 15, eng schraffiert). Die ursprüngliche südliche Innenschale wird durch



Abb. 13 Blick von Nordwest auf den »gotischen Turm« nach der Freilegung der romanischen Torturmfundamente (Schnitt E).

den »gotischen Turm« verdeckt (Abb. 18). Der anstehende Felsen erreicht im Innenraum seine größte Höhe. Er fällt schon innerhalb des Raumes nach Süden und Norden ab.

Die Verfüllung der beiden Innenräume wies eine prinzipiell gleiche Stratigraphie auf (Abb. 19). Durch die fehlende Fundamentgrube für die Stützmauer des »gotischen Turmes« ist erwiesen, dass die Verfüllung erst nach deren Einbau entstanden ist. Eine Ausnahme bilden die Reste einer prähistorischen Schicht im Westraum, die auch einen aus dem Felsen herausgearbeiteten, im Planum annähernd kreisförmigen (Durchmesser 0,35 m), im Profil muldenförmigen Befund (Abb. 14, 15H) überdeckte. Im Ostraum befanden sich unten zwei Schichten mit Kies, Porphyerverwitterungsschutt, Keramik und Knochen und über diesen eine gelbliche Schicht mit Schutt, Kies, Sandsteinbruch und viel Mörtel.

Jene ist für die Interpretation des Gesamtbefundes bedeutsam, da sie an vielen Stellen des Schnittes E als Abschlusschicht der mittelalterlichen Verfüllung auftrat. Im Ostraum konnte diese Schicht durch entsprechende Funde in das späte Mittelalter datiert werden (siehe Auswertung). In der Verfüllung der Räume fand sich keinerlei renaissancezeitliche Keramik, mit Ausnahme einer Störung im Westraum, die auch rezente Funde erbrachte.

Der südlich des Durchgangs gelegene Teil des Torturmes entspricht in seinem ältesten Bestand (am Durchgang) dem Nordteil. Für die Nord-West-Ecke ist der anstehende Felsen wie an der gegenüberliegenden Ecke des Durchgangs abgearbeitet worden. Der Felsen fällt unter dem Baukörper sehr steil nach Süden ab. Die westliche Außenschale zeigt mehrere Phasen: zuunterst der mit dem Nordteil des Torturmes korrespondierende Teil (ebenfalls stufenförmiger Vorsprung, gleiche Bauweise und -materialien). Darüber ein schlechter gesetzter Teil mit Porphyrböcken und Sandsteinen, der die Höhe der



Abb. 14 Schnitt E – Das Gewölbe des romanischen Torturmes innerhalb des »gotischen Turmes«, Blick nach Osten.

noch vorhandenen Eckquader erreicht. Den Abschluss bilden vermörtelte Steine ohne Horizontierung. Die Mauer war in ihrem Inneren tief ausgebrochen, was offenbar im Zusammenhang mit der genannten Ausbesserung (Phase mit Porphyrböcken) der Westschale steht. Die Südseite des Torturmes konnte, da dieser Bereich durch die Südaußenmauer der Oberburg und den gotischen Turm überfangen wird, nicht untersucht werden. Möglicherweise ist sie über die vom anstehenden Felsen gebildete Steilwand abgegangen, woraufhin die genannten Ausbesserungen nötig wurden.

Das Tonnengewölbe liegt auf den beschriebenen Teilen des Torturmes nach einem Mauerrücksprung auf (Abb. 14). Dieser Rücksprung bestand schon vor Errichtung des »gotischen Turmes«, wie durch seinen Verlauf auch westlich vor diesem belegt wird.

An die Westaußenseite ist an den Torturm eine in einer Lage erhaltene Pfeilervorlage (Abb. 15I) angefügt, der ebenfalls aus größeren behauenen Sandsteinen in gleichem Mörtel besteht. Wie in der nebenliegenden Ecke des Durchgangs ist der Felsen für den südwestlichen Eckstein abgearbeitet und dieser später herausgebrochen, so dass er eine Mörtelstandspur hinterlassen hat (Abb. 16). Da sich eine ungefähr quadratische Grundfläche rekonstruieren lässt, handelt es sich wohl um die Basis eines Pfeilers für einen nach Norden in den Hof führenden Durchgang. Dieser Befund wird von einer ebenfalls an den Torturm angefügten, nach Westen ablaufenden Mauer überlagert. Ihr weiterer Verlauf konnte nicht geklärt werden. Sie ist von Schuttschichten bedeckt, auf welchen ein weißer Estrich eines spätmittelalterlich/frühneuzeitlichen Baues liegt (Abb. 15K).

Zur Datierung von Errichtung und Abbruch des Torturmes sind die Beobachtungen zum Hopfpflaster und den Verfüllungen im Turmbereich von Bedeutung. Wichtig ist,

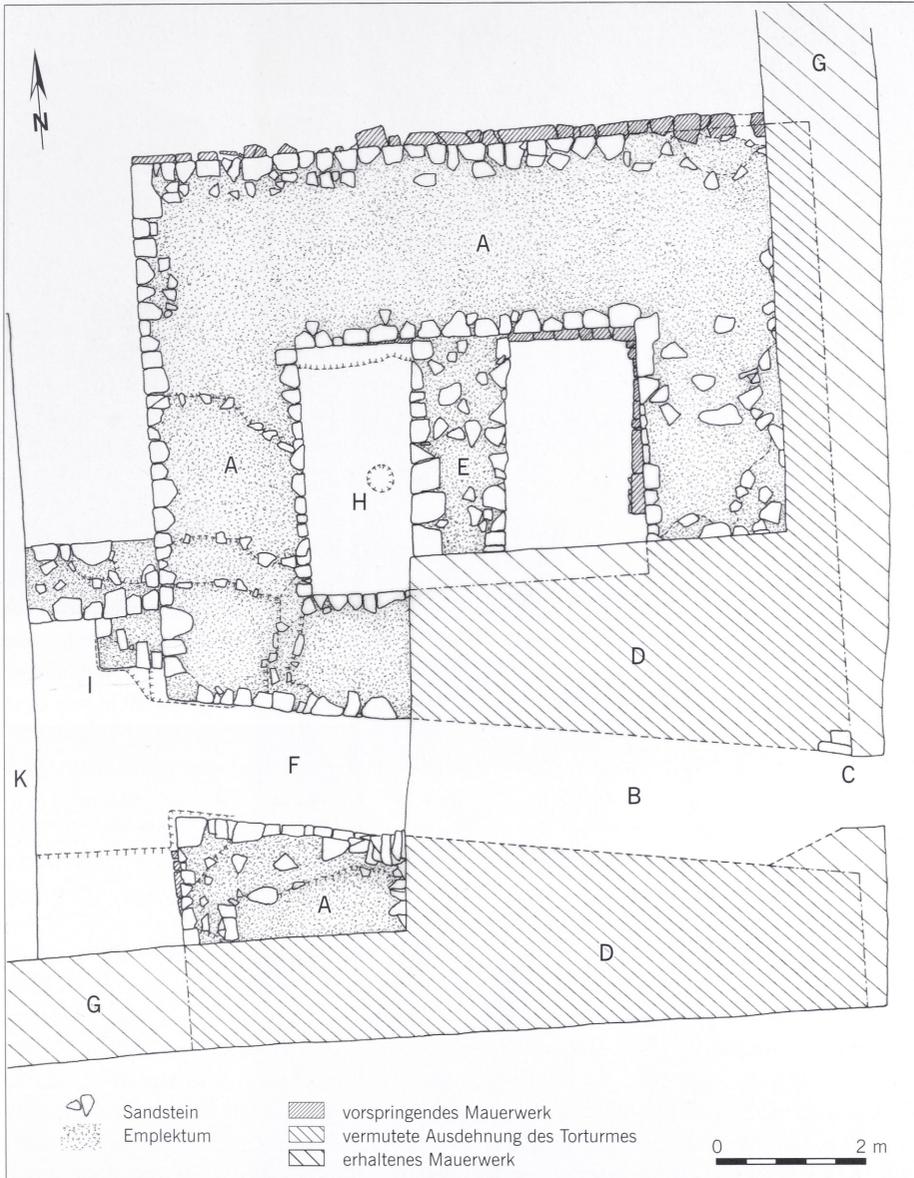


Abb. 15 Schnitt E – Planum der aufgedeckten romanischen Torturmreste mit anschließenden Befunden.
 A–Torturm
 B–Tordurchlass
 C–Eckverband Torturm
 D–»gotischer Turm«
 E–Stabilisierung des »gotischen Turmes«
 F–Gewölbefortsetzung
 G–abgehende Kurtinen
 H–muldenförmige Vertiefung
 I–Pfeilervorlage
 K–spätmittelalterlich-frühneuzeitlicher Bau

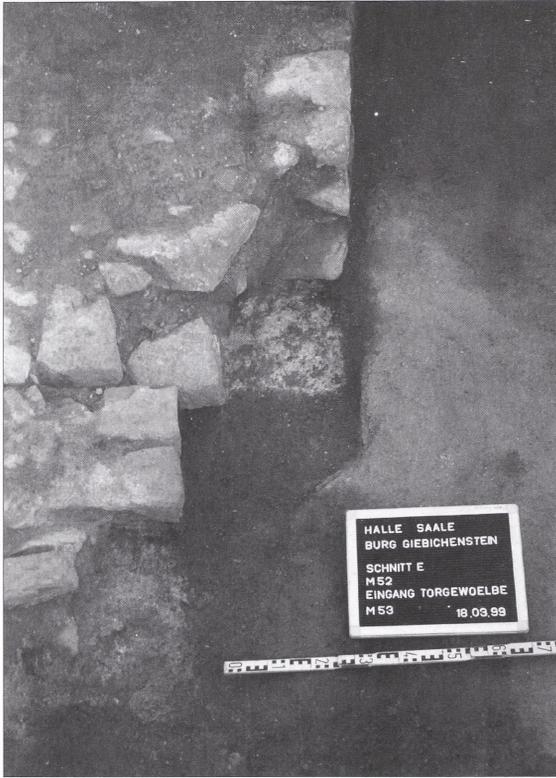


Abb. 16 Schnitt E – Mörtelspuren ausgebrochener Eckverbände an der Nord-West-Ecke des Gewölbdurchganges und an der Pfeilervorlage.

dass die Reste des Torturmes im Nordbereich vom Hofpflaster überdeckt waren (Abb. 20), welches direkt über den Mauerresten und einer dünnen, stark humosen Deckschicht verlegt worden ist. Nordöstlich des Anstoßes des Pfeilerfundamentes lagen in dieser Schicht u. a. die Reste einer fast vollständig zusammensetzbaren Kanne (Taf. 6.2). Dadurch ist wahrscheinlich, dass sie den Zeitpunkt der Pflasterung markiert. Die Verfüllung westlich der Turmreste wurde durch eine Ziegelpflasterung abgedeckt. Diese erstreckte sich vor dem spätmittelalterlich/frühneuzeitlichen Bau bis an die Südaußenmauer. Dort befand sich ein halbkreisförmiger Abfluss aus

Ziegelsteinen, der aber an der Außenschale nicht nachweisbar war. Das Westende des Durchgangs durch den Torturm war mit einer sehr locker gesetzten, schon durch H.-J. Mrusek dokumentierten, Mauer verschlossen. Innerhalb der Mauer war kaum Mörtel, dagegen aber eine große Menge mittelalterlicher Scherben nachweisbar. Wahrscheinlich entstand dieser Verschluss des Durchgangs annähernd gleichzeitig mit der Einbringung der Verfüllung dahinter. Deren kompliziertere stratigraphische Verhältnisse seien schematisiert wiedergegeben: den oberen Abschluss bildete das erwähnte Ziegelpflaster. Darunter folgten einige geringmächtige Schichten aus Bauschutt mit wenig, z. T. gelb und grün glasierter Keramik. Auffällig war die Existenz eines gelblichen Mörtelbandes, das dem aus den Innenräumen des Torturmes völlig identisch war. Es überlagerte ein starkes Schichtpaket, das zwar in den verschiedenen Profilen unterschiedliche Schichtungen aufwies, aber insgesamt in sich geschlossen erschien. Dies folgt aus dem Vorkommen von gleichartigen Bruchstücken gewölbter spätmittelalterlicher Dachziegel und entsprechenden Mörtelnegativen, verkohlten, z. T. gut erhaltenen Rundhölzern (unter 5 cm Stärke) sowie dem augenscheinlich völlig gleichartigen Keramikbestand. Zudem durchstießen einige senkrecht stehende Ziegelreste die Schichten. Innerhalb des Paketes lagen einige dünne, nicht durchgehende, Brandschichten vor. Es wurde nach unten von einer ebensolchen Brandschicht abgeschlossen. Unter dieser wurde an einigen Stellen noch eine Schicht

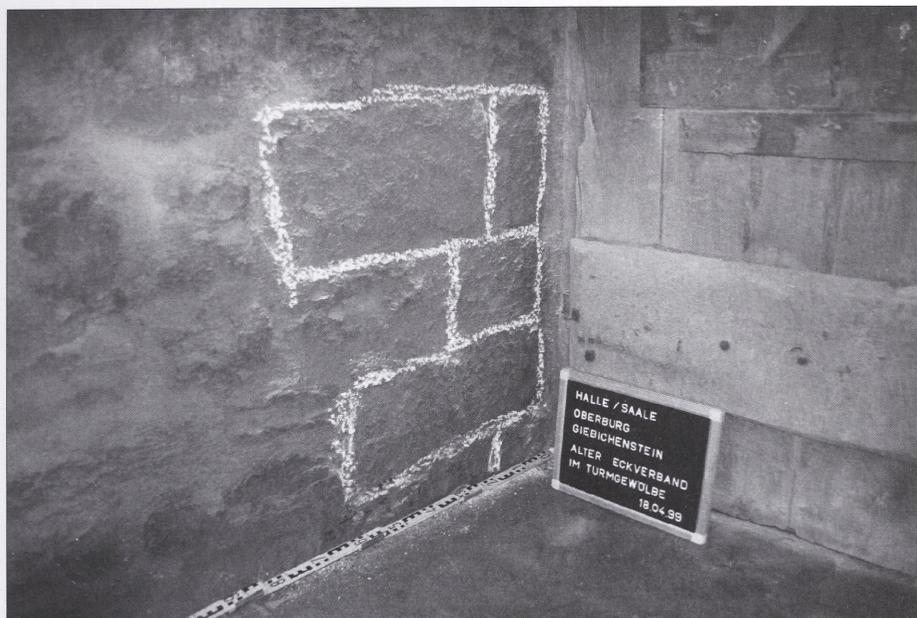


Abb. 17 Schnitt E – Der alte Eckverband des romanischen Torturmes im nordöstlichen Mauerwerk des Gewölbedurchganges.

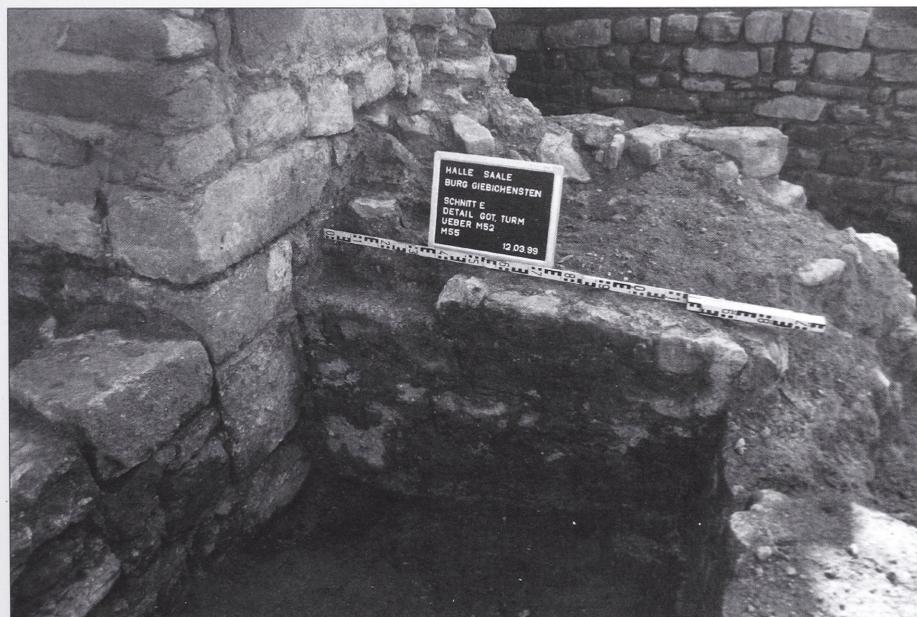


Abb. 18 Schnitt E, westlicher Innenraum – Die Nord-West-Ecke des »gotischen Turmes« (Mitte links) überfängt die Mauerreste des Torturmes (Mitte und rechts), links unten die gotische Stützmauer; Blick von Nordwest.

mit ausschließlich prähistorischer Keramik (Taf. 2,17), Briquetage (Taf. 3,3–4), einem Spinnwirtel (Taf. 2,16), einem Ringfragment, Bronzefragmenten, Muschelschalen und Tierknochen festgestellt.

Zum zeitlichen Ablauf im Schnitt E lässt sich durch Baustratigraphien und archäologische Funde folgendes zusammenfassen. Auf dem gewachsenen Felsen wurden als älteste Artefakte menschlicher Anwesenheit unzusammenhängende Reste einer spätbronze-/früheisenzeitlichen Siedlungsschicht aufgefunden. Den ältesten Bau der mittelalterlichen Besiedlung bildet der direkt auf dem anstehenden Felsen gegründete massive Torbau, welcher aufgrund seiner mächtigen Mauerstärke turmartigen Charakter besessen haben muss. Der Torturm kann durch seine Bauweise gut mit dem sogenannten Wohnturm und Teilen des Palaskomplexes verbunden werden. Die genannten Bauten lassen sich in die Romanik einordnen. Archäologische Funde dieser Zeit (Taf. 7,1–9) treten im untersten Bereich der umliegenden Verfüllungen nur in Vermischung mit jüngeren Funden auf. Die Ausbesserung des südlich des Durchgangs liegenden Gebäudeteiles dürfte Zeichen für einen Reparaturversuch des Torturmes sein. Aufgrund des starken Geländeabfalles nach Süden in diesem Bereich ist mit Stabilitätsproblemen im Südteil des Turmes zu rechnen, die wahrscheinlich auch zu seinem Abbruch führten. Der Romanik gehört auch der Mauer- oder Pfeilerrest an, der wahrscheinlich Teil einer Durchgangssituation war. Später wurde diese verändert, wie der Einbau der vom Torturm nach Westen abgehenden Mauer belegt. Auf den Resten des romanischen Bauwerkes wurde zeitgleich oder später der »gotische Turm« errichtet, wobei ein Teil des älteren Gewölbes wiederverwendet wurde. Damit verbunden erfolgten Planierungsarbeiten und der Einbau der Stützmauer in den ehemaligen Innenraum des Torturmes zur Stabilisierung des neuen Turmes. Der Innenraum wurde verfüllt. Im Ostraum fanden sich, in die gelbe, offenbar mit der Errichtung des »gotischen Turmes« in Zusammenhang stehende Schicht eingebettet – neben anderen Funden – Sporenteile⁹ und eine vollständig rekonstruierbare, metallisch glänzende, glatte, steinzeugartige Kanne mit Wellenplattenboden (Taf. 6,1) sowie ein violettbrauner Wellenplattenboden eines weiteren Gefäßes. Da die Teile der Kanne, aufgrund ihrer Vollständigkeit, kaum umgelagert sein dürften, ergibt sich für die Verfüllung des Innenraumes eine Datierung in das späte 14. Jh. oder das 15. Jh. Die oben angesprochenen Verfüllungen westlich des ehemaligen Torturmes sowie auch die Zusetzung des Durchgangs mit einer nicht in Mörtel gesetzten Mauer erfolgten nach Ausweis des Fundgutes ebenfalls noch im späten Mittelalter (15. Jh.). Darüber hinaus weist auch die – über der Verfüllung im Südwestteil des Schnittes nachgewiesene – Mörtelschicht, welche der Bauschicht in den Innenräumen gleicht, auf eine Gleichzeitigkeit und einen Zusammenhang mit einem Baugeschehen hin. Naheliegend ist die Verbindung mit der Errichtung des »gotischen Turmes«. Dies würde die Auflasung (und Verfüllung?) des Durchgangs mit oder kurz nach der Errichtung des »gotischen Turmes« bedeuten. Der gesamte ehemalige Nordbereich des Torturmes wurde mit

9 Die elegant geschwungene Form der Bügel weist auf eine Datierung in das Spätmittelalter hin (Gossler 1999, 603/604). Im Gegensatz zu den fast durchgängig runden bzw. quadratischen Querschnitten der hochmittelalterlichen Dornstangen von Stachelsporen (Gossler 1999, Taf. 1–16) zeigt

das vorliegende Stück einen langrechteckigen oder langovalen Querschnitt der Spornstange und ist damit mit hoher Wahrscheinlichkeit in die Gruppe der Radsporen zu stellen, welche seit dem 13. Jh. vorkamen und ab dem 14. Jh. dominierten (Gossler 1999, 603 und Abb. 15).



Abb. 19 Schnitt E, Innenraum des Torturmes – Stützmauer und Profil der Verfüllung, Blick von Norden.



Abb. 20 Schnitt E – Situation mit den über dem nördlichen Torturmfundament erhaltenen Kasten des Hofpflasters.

einem Bruchsteinpflaster überdeckt, welches sich augenscheinlich nicht vom übrigen Hofpflaster unterscheiden ließ. Die Anlage dieses Pflasters ist aufgrund der Funde wahrscheinlich ebenfalls in das ausgehende Mittelalter zu datieren. Die metallisch glänzende Kanne mit Rundboden und drei herausgedrückten Standknubben, leicht dreieckiger Mündung und rauher Oberfläche (Taf. 6,2), die sich über den Resten des Torturmes fand, kann in das ausgehende 13. und das 14. Jh. gestellt werden. Später sind begrenzt Eingriffe in das Pflaster vorgenommen worden, wie einige neuzeitliche Funde belegen. Insgesamt liegen aus den Deckschichten des Schnittes E jedoch nur vereinzelte nachmittelalterliche Fundgegenstände vor. Die Masse des Materials, u. a. harte Grauware, dazu wenige »pingsdorfartige« Scherben und Reste von siegburgartigem Steinzeug sowie einige grünglasierte Kachelfragmente, datiert in das 14./15. Jahrhundert.

Einer abschließenden spätmittelalterlich/frühneuzeitlichen Bauphase gehört der Bau mit Estrichboden und die Ziegelpflasterung mit Ablauf östlich neben diesem Bau an. Mehrere Störungen im Bereich des Schnittes E, u. a. an der Außen- und Innenschale des romanischen Baues – in einer fand sich die Plastikaufgabe einer Ordensspange mit DDR-Emblem – weisen auf Sondagen durch H.-J. Mrusek hin, ohne dass diese einen Niederschlag in den Publikationen gefunden hätten.

Schnitt F

Der Schnitt wurde erst nach Beendigung der eigentlichen Dokumentation im Zuge der teilweisen Aufnahme des Hofpflasters zwischen Wohnturm und Kapelle geöffnet (Abb. 2). Er liegt östlich der Eingänge beider, direkt anschließend an Schnitt A. Im Schnitt wurden mehrere Mauerzüge dokumentiert. Teile der aufgedeckten Mauern müssen durch H.-J. Mrusek schon erkannt worden sein, da er an diesen Stellen Mauerzüge, allerdings in falscher Breite und unvollständig, dokumentiert hat. Das Hofpflaster wurde nur teilweise abgetragen; der Verlauf der Mauern im Osten ließ sich aufgrund von Fugen im Hofpflaster verfolgen.

Direkt östlich des Einganges zum Wohnturm, an diesen angefügt, lief im rechten Winkel zur Südmauer des Wohnturmes in Richtung Kapelle ein Mauerzug. Im baulichen Zusammenhang damit steht eine rechteckige Steinsetzung von 1,60 m x 1,10 m. Beide bestanden aus weißen und roten Sandsteinen, in gelblichen Mörtel gesetzt. Die Steinsetzung liegt genau mittig zwischen dem Wohnturm im Norden und der Kapelle im Süden. Korrespondierend zum Südabschluss dieses rechteckigen Fundamentes befindet sich an die Nordmauer der Kapelle angesetzt, mit gleicher Breite und Bauweise, eine Pfeilervorlage. Beide sind in der erhaltenen untersten Lage gerade abgeschlossen und bildeten offenbar die Basen für eine Durchgangskonstruktion. Nach Osten ging eine weitere Mauer von der rechteckigen Steinsetzung ab, um auf eine ähnliche Steinsetzung (2,00 m x 1,20 m) zu treffen. Auch diese bestanden aus weißen und roten, z. T. gut zugehauenen, Sandsteinen im Mörtelverbund.

Da im Schnitt keine datierbaren Funde in aussagekräftiger Position geborgen werden konnten, muss die zeitliche Einordnung der Mauerreste aus ihrem baulichen Zusammenhang heraus geschlossen werden. Die offensichtliche Durchgangssituation kann erst nach Errichtung der Kapelle in dieser Form entstanden sein, die anliegenden Gebäude sollten aber noch in Nutzung gewesen sein. Die in rotem Sandstein aufgeführte

Kapelle wird übereinstimmend einer, gegenüber dem Wohnturm jüngerer, jedoch noch der Romanik angehörenden, Bauphase zugeordnet (Koch u. a. 1984, 254). In diesem Zusammenhang interessant ist der in Schnitt A liegende, an den Wohnturm angefügte Mauerrest, der genau auf die Nord-West-Ecke der Kapelle zuzulaufen scheint. Er könnte zu einem westlichen, mit der beschriebenen Konstruktion im Osten korrespondierenden, Durchgang gehört haben, womit eine Überdachung des Raumes zwischen Wohnturm und Kapelle wahrscheinlich wäre.

Nordwestecke Oberburg

Nach der Entfernung des Bewuchses und dünner Deckschichten waren auf dem bereits abfallenden Felsen an der Nord-West-Ecke der Burganlage (Abb. 2), zwischen »Springerfenster« und »Pergola«, Mauerreste sichtbar, welche zur Sicherung sofort übermörtelt wurden. Erst in diesem Zustand konnten sie von den Verfassern besichtigt werden. Ein vorrangig aus rotem und weißem Sandstein bestehender Mauerzug lief von der westlichen Stirnmauer der Oberburg – nach der Verzahnung zu urteilen als ehemaliger Teil dieser – gleichsinnig ca. 3,20 m weiter nach Nordnordost und nach einem Knick geradlinig nach Nordost auf die Mauerecke unterhalb des »Springerfensters« zu. Diese Ecke, einschließlich des gesamten Aufgehenden bis zum Wohnturm und auch des »Springerfensters«, ist im 19. Jh. auf wenigen, im Südbereich erhaltenen Lagen neu aufgeführt worden, wie der verwendete Porphyrt und einige erhaltene Abbildungen belegen.

Innenraum Wohnturm

Der Nordbereich des Innenraumes war, entgegen den Angaben von H.-J. Mrusek, noch nicht vollständig untersucht. Daher ist die Verfüllung bereits zu Beginn der Rekonstruktionsarbeiten ohne Dokumentation abgetragen worden. Dabei trat in der Nordmauer der Durchbruch für einen, zum ursprünglichen Baubestand des Turmes gehörenden, Aborterker zu Tage (Abb. 21). Von außen war er nicht mehr kenntlich, da vollständig zugeetzt. Im unteren Bereich waren innen sekundär mehrere Ziegel verbaut.

In der Südwestecke des Innenraumes wurde der bereits bekannte Kamin wieder freigelegt. Im unteren, offenbar schon gestörten Bereich fand sich, neben grün glasierten Kachelfragmenten und angeruften Steinen, eine Münze aus dem 19. Jh.

Der Zugang zum Wohnturm wies eine Reparatur – die Erneuerung der Innenschwelle durch Ziegel und einen Estrichüberzug – auf, der allgemein spätmittelalterlich bis frühneuzeitlich zu datieren ist. Der weiße Estrich ist vergleichbar mit den Estrichresten in dem westlich an den Wohnturm angesetzten Gewölberest und in dem spätmittelalterlich/frühneuzeitlichen Bau westlich des Torturmes.

Innenräume Palas

Die Südmauer der Einzelräume des Palaskomplexes stellt sich als sehr verschieden gestaltiger, oftmals unterbrochener sowie häufig ausgebesselter und rekonstruierter Mauerzug dar. Die Nordmauer ist gleichzeitig die nördliche Außenmauer der Oberburg (Abb. 2).



Abb. 21 Wohnturm – Aborterker in der Nordmauer.

Raum I – der westlichste Raum des Palaskomplexes – grenzt an den Wohnturm, dort ist die Westmauer identisch mit der stark verbreiterten Wohnturmmauer, in welcher sich ein Treppenaufgang befand. Das Verhältnis der Südmauer des Raumes I zu dieser war nicht mehr eindeutig zu klären. Die Ostmauer ist durch den vorhandenen Pfeileransatz in ihrer Mitte eindeutig als ursprünglich zum Baubestand gehörend bestimmbar. Der Zugang zum Raum erfolgte von Süden auf einer Breite von ca. 1,40 m. Ein aufgefundener, locker liegender »Schwellstein« ist eine Spolie. Da keine Spuren eines älteren Zuganges vorhanden sind, befand sich dieser offensichtlich am Platz des beschriebenen. Die originalen Wangen sind allerdings nicht erhalten. Im Raum befinden sich die Basis eines Mittelpfeilers sowie jeweils an der Mitte jeder Seitenwand Pfeilervorlagen und (dies ist im Palaskomplex singulär) in der Nord-West- und Nord-Ost-Ecke angesetzte Vorsprünge. Letztere, in den Veröffentlichungen von H.-J. Mrusek nicht dokumentiert, haben wahrscheinlich keine wesentliche Funktion für die Gesamtstatik besessen, da sich in den entsprechenden gegenüberliegenden Ecken die Reste eines romanischen Kamins und der Zugang befinden. Der Kamin in der Südwestecke des Raumes ist nur noch in seiner Osthälfte erhalten. Die romanische Bauplastik ist in ihrer Ausführung, aber nicht den Maßen, identisch mit jener der Kamine des Wohnturmes und des Raumes III im Palas. Die Wand im Bereich der abgängigen Kaminwestecke ist neu aufgemauert worden.

Der **Raum II** weist eine quadratische Pfeilerbasis (0,90 m x 0,90 m) in seiner Mitte auf. In der Südmauer befindet sich ein Zugang mit der äußeren Breite von 1,16 m. Er erweist sich durch die unterste, einzig originale Lage weißer behauener Sandsteine, eine Eingangsfassung, als zum originären Bau gehörig. Die Trennmauer zu Raum III ist in ihrer Einordnung fraglich. Sie stößt im Norden und Süden an die Palas-Längsmauern

und war deutlich schlechter ausgeführt als die übrigen. Ob dies durch eine Rekonstruktion in den sechziger/siebziger Jahren des 20. Jh. bedingt oder der Originalzustand ist, ließ sich nicht ermitteln. Die Mauer war allerdings nicht mit Zementmörtel gebunden.

Bei den Beobachtungen im **Raum III** konnte, im Vergleich zum quadratischen Pfeiler auf den Mrusekschen Plänen, nur noch das runde (Durchmesser 1,20 m) Mittelpfeilerfundament festgestellt werden. Der Zugang in der Südmauer erwies sich durch seine deutlich geringere Breite (0,90 m) und die Bauausführung als jünger im Vergleich zum Gesamtbau. In der Nord-Ost-Ecke fanden sich die aufgehenden Reste eines romanischen Kamins, der 0,50 m in den Raum hineinragte. Er war teilweise mit Ziegeln zugesetzt. Bei seiner Freilegung zeigte sich, dass sich der Kamin in den Raum IV fortsetzte. Er unterscheidet sich von den Eckkaminen durch seine Lage in einer Längsmauer. Die Trennmauer zwischen den Räumen III und IV endet innerhalb der Kaminkonstruktion. Dies und ihre Fuge mit der Südmauer des Palas, entsprechend der Trennmauer zwischen den Räumen II und III, bestätigen die Mauer als jüngeren Einbau.

Der bei H.-J. Mrusek nur als Estrichrest angegebene Pfeiler des **Raumes IV** ist offensichtlich neu aufgemauert worden. Südlich am Pfeiler befinden sich wenige Relikte eines Ziegelfußbodens(?), der in seiner Zeitstellung nicht beurteilbar ist. Dagegen sind die im Südwestteil des Raumes liegenden Reste eines Sandsteinplattenbodens eindeutig mittelalterlich bis frühneuzeitlich, wohl romanisch. Der Eingang durch die Südmauer korrespondiert mit seiner Breite von 1,15 m und auch spiegelbildlich in seinem Abstand zu den Raummauern mit dem Eingang zu Raum II. Allerdings ist dieser Eingang auf dem Mrusekschen Plan nicht eingetragen. Er ist wohl im Zuge der Rekonstruktion der siebziger Jahre als Zugangsmöglichkeit zu Raum IV angelegt worden.

Der **Raum V** hebt sich durch deutlich größere Mauerstärken – in der Nordaußenmauer allerdings nur partiell – gegenüber den übrigen Räumen des Palaskomplexes ab. Im Inneren fällt der anstehende Fels sehr steil nach Nordosten ab. Die Nordaußenmauer, welche bei einer früheren Rekonstruktion¹⁰ nur einschalig aufgeführt worden war (Abb. 22), ist bei der jetzigen Sanierung bis auf die untersten Lagen freigelegt worden. Dabei wurde die Verfüllung abgetragen und nur größere Scherben – aus dem Bereich zwischen Nordpfeiler und Ostmauer des Raumes – sind durch die Mitarbeiter der Baufirma geborgen worden. Neben spätbronze-/früheisenzeitlichen Funden – u. a. ein Spinnwirtel (Taf. 3,8) – traten Stücke einer mittelalterlichen hellen Standbodenware mit Schultergurtung (Taf. 4; 5,5, 7) sowie rotgraue Kugeltopffragmente (Taf. 5,1, 3) auf, die ins 12./beginnende 13. Jh. zu stellen sind. Da sie sich wegen der starken Neigung des Untergrundes in der Verfüllung unterhalb des Fußbodens befunden haben müssen, können sie entweder später eingegraben worden sein – was sehr unwahrscheinlich ist – oder sie datieren die Nutzungszeit des ersten Baues vor Errichtung des jetzt freiliegenden Palaskomplexes (Palas I; vgl. Schneider 1975, 543, 557/58). Es ergab sich ein Einblick in die Situation, die auch schon durch J. Schneider (1975, 533–570) in einem Profilschnitt in Raum IV dokumentiert worden war. Für die Trennmauer zwischen den Räumen IV und V ist folgendes festzustellen: Der größte Teil der Mauer gehört einer vorneuzeitlichen Phase an, welche

¹⁰ Diese Rekonstruktion erfolgte wahrscheinlich vor dem 20. Jh. Die abgebrochene Innenschale ist

bereits auf einem Profil von J. Schneider (1975, Abb. 3) als Außenmauer I dokumentiert.

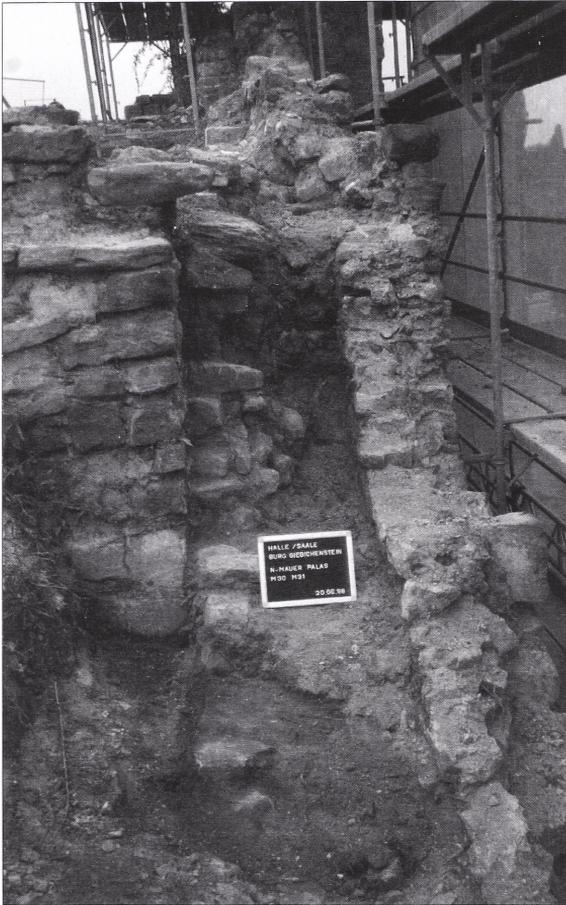


Abb. 22 Palas, Raum V – Blick in die abgebrochene Nordaußenmauer nach Westen. Links anstoßend die mehrphasige Trennmauer der Räume IV und V.

mit der Errichtungszeit der heute sichtbaren ältesten Bausubstanz (Palas II; vgl. Schneider 1975, 543, 557/58) identisch sein könnte. Zu dem älteren Bau (Palas I) sind die beiden untersten Lagen der Trennmauer gehörig (Abb. 22). Diese zeichnen sich durch große, gut behauene weiße Sandsteinquader aus. Allerdings stößt auch dieser unterste Teil stumpf an die Innenschale der Außenmauer. Zum Verhältnis zwischen der Trennmauer zwischen den Räumen IV und V und der Südmauer des Palas können keine Aussagen gemacht werden, da eine Aufmauerung aus den sechziger/siebziger Jahren im Zuge der laufenden Arbeiten nicht entfernt worden ist. Im Raum fanden sich Reste von Pfeilervorlagen. Sie lagen im Norden,

Westen und Osten jeweils mittig an den Mauern. Ein weiteres befindet sich in der Raummitte. Sie sind teilweise modern aufgemauert. Das nördliche Pfeilerfundament reichte bis auf die Sohle der Ausschachtungen. Zwischen der Nordaußenmauer und dem Fundament war eine Fuge ausgebildet.

»Ausfallpforte«

Für die Entwässerung eines geplanten Kassenhäuschens oberhalb der sogenannten »Ausfallpforte« am nordöstlichen Fuß des Burgfelsens wurde ein Graben – von der Pforte aufsteigend in Richtung »Prinzentor« – gezogen. In dem Durchgang wurden die Reste eines Estriches mit Ziegelbruch beobachtet. Im Aufgangsbereich zum Kassenhäuschen war durch den Graben eine mächtige prähistorische Schicht mit viel kelchförmiger Briquetage (Taf. 3.2, 5, 7) und wenig Keramik der jüngeren Bronzezeit angeschnitten, die sich als Hangkolluvium ansprechen lässt. Sie war durch eine dünne neuzeitliche Schuttschicht überdeckt. Im oberen Grabenbereich fand sich ein starker

Mauer- oder Fundamentrest, dessen Abmessungen, Zweck und Zeitstellung aufgrund des kleinen Ausschnittes nicht zu bestimmen waren. In einem vom Mauer-/Fundamentrest nach Westen abgehenden Regenwassergraben zeigte sich eine Schichtung aus Schutt, Erde und Kies, jeweils mit mittelalterlicher und frühneuzeitlicher Keramik. Erwähnenswert sind Abbruchreste eines großen schwarzbraun glasierten Kachelofens des 17./18. Jh.

2. Auswertung

Zur prähistorischen Besiedlung des Giebichensteins

Die prähistorischen Funde auf dem Giebichenstein traten oftmals verlagert in den mittelalterlichen Schichten auf. An mehreren Stellen sind aber auch Reste der ursprünglichen Kulturschichten erhalten. Die beste Erhaltung zeigte das Schichtpaket von 0,30 m bis 0,40 m Stärke unter den Mauern im Schnitt C, in welchem sich lehmige Schichten – unterbrochen durch mehrere, nicht durchgängige Brandstraten – zeigten. Das Schichtpaket enthielt eine große Menge an Keramik (Taf. 2.9–15) sowie Briquetage (Taf. 3.1, 6) und Knochen. Ein ähnliches Fundspektrum, auch mit Briquetage (Taf. 3.3, 4) und ergänzt durch einen Spinnwirtel (Taf. 2.16), wies ein kleinerer Rest einer Kulturschicht, auf dem bereits stark nach Süden abfallenden Felsen in Schnitt E auf. Dort, unter dem Innenraum des Torturmes, konnte auch der einzige intentionell angelegte prähistorische Befund (Abb. 15H), eine kreisrunde muldenförmige Vertiefung von 0,35 m Durchmesser, im anstehenden Felsen dokumentiert werden. Wohl bereits umgelagert waren die sehr reichen Funde aus Ablagerungen vor der Nord-Ost-Ecke des mittelalterlichen Palas. Hier fanden sich neben großen Mengen an Keramik (Taf. 1.4–18; 2/1–8) und Tierknochen auch ein Spinnwirtel (Taf. 1.3), eine Bronzespirale (Taf. 1.1) und ein kleiner, offener Bronzering (Taf. 1.2). Östlich unterhalb des Plateaus, im Bereich der Ausfallpforte, kamen große Mengen Briquetage (Taf. 3.2, 5, 7) sowie Keramik in sekundärer Lagerung zutage.

Die Keramik lässt sich allgemein in die späte Bronze- und vor allem die frühe Eisenzeit einordnen. Der Bronzezeit dürften die horizontal geriefte Scherbe einer Terrine (Taf. 1.5), der horizontal gerillte Halsansatz (Taf. 2.6) sowie der vertikal durchlochte Querhenkel (Taf. 1.4), wahrscheinlich eines kleinen Doppelkonus, angehören. In die späte Bronze- oder die frühe Eisenzeit datiert der Großteil der Keramik auf Taf. 1 und 2, die sich bereits durch harten Brand und eine äußerst gut geglättete Oberfläche auszeichnet. Beide Merkmale sind charakteristisch für eine auf das Gebiet um Halle begrenzte besondere Ausprägung der Thüringischen Kultur, die sogenannte »Hallesche Kultur«¹¹. Auffällig sind zwei zusammenpassende Scherben (Taf. 1.8), die an sogenannte kalenderbergartige Keramik erinnern, welche sich relativ häufig in Mitteldeutschland findet (Toepfer 1961, 809) und der graphitierte Gefäßrest (Taf. 2.10; Toepfer 1961, 809; weitere Nachweise bei Schunke im Druck). Auf einen Fortbestand der Siedlung bis in die Früh-

¹¹ Vgl. Toepfer 1961, Abb. 44–52, Taf. 16 und 17, bes. Taf. 5/12 mit Toepfer 1961, Taf. 17/1 Mitte.

latènezeit deutet die Scherbe eines scheibengedrehten Gefäßes (Taf. 1.10) hin¹². Sicher jüngere Funde sind nicht nachweisbar, auch wenn einige der hier vorgelegten Scherben nur allgemein in die vorrömische Eisenzeit eingeordnet werden können.

An technischer Keramik liegen mehrere Reste von Siebgefäßen (Taf. 1.13)¹³, Spinnwirtel und Briquetage vor. Die drei Spinnwirtel sind von sehr unterschiedlicher Form und Größe. Während sich die größeren Exemplare (Taf. 1.3; 3.8) ohne Probleme in das eisenzeitliche Spektrum einordnen lassen, hebt sich das kleinere (Taf. 2.16) durch die angebrachten symbolhaften Zeichen heraus, die auf Gefäßkeramik der Späthallstatt-/Frühlatènezeit selten, aber nicht ungewöhnlich sind. Die Briquetage liegt sowohl in der kelchförmigen (Taf. 3.3–7) als auch der Zylindersäulen-Variante (Taf. 3.1, 2) vor. Bemerkenswert sind die sehr reichen Funde, vor allem an kelchförmiger Briquetage, aus dem Bereich östlich unterhalb des Giebichensteins, die sich in die bekannte großflächige Verbreitung einfügen und eine Fundlücke in der Karte K. Riehms (1961, Abb. 3) schließen. Für diese Form wird in neuerer Zeit eine jungbronzezeitliche Datierung diskutiert (vgl. Schunke 2004, 276–280). Die vor allem auf dem Plateau geborgenen Fragmente von Zylindersäulen gehören der jüngsten Bronze- und frühen Eisenzeit an.

Die erste fachgerechte Einbeziehung der Urgeschichte in die Untersuchungen auf dem Giebichenstein erfolgte durch J. Schneider. Dieser legte Scherben der Spätbronze-/Früheisenzeit vom Plateau vor (Schneider 1975, 552–554), enthielt sich aber einer kulturgeschichtlichen Interpretation. Er nahm eine Besiedlung sämtlicher größerer Porphyrokuppen um Halle an und sah den Giebichenstein daher nicht als Ausnahme (Schneider 1975, 566). Andere Autoren, beginnend mit den Arbeiten S. v. Schulze-Galléras (1913, 1914, 1925, 1933), deuteten den Giebichenstein als »Kultfelsen« bereits in prähistorischer Zeit¹⁴.

Aufgrund der neuen Untersuchungen ist eine genauere Interpretation aus dem Fundmaterial heraus möglich geworden. Es konnten auf dem gesamten Plateau eindeutige Spuren einer intensiven Besiedlung in der späten Bronze- und insbesondere der frühen Eisenzeit nachgewiesen werden. Siedlungsanzeigend sind neben der üblichen Keramik und einer sehr großen Menge an Tierknochen vor allem Siebgefäßreste, Briquetage und drei Spinnwirtel. Dazu kommen Bronze Fragmente. Dagegen waren keine Hinweise für eine speziell »kultische« Nutzung des Platzes feststellbar. Der Spinnwirtel mit symbolhaften Zeichen (Taf. 2.16) belegt für sich allein keine außergewöhnliche Funktion des Platzes, die aus dem Rahmen des Üblichen anderer Siedlungen fallen würde. Vielmehr entspricht das Fundspektrum jenem der anderen Fundplätze im Stadtgebiet von Halle¹⁵, die zu einer spätbronze-/früheisenzeitlichen »Großsiedlung« außergewöhnlichen Ausmaßes gehörten (Riehm 1961, 854 und Abb. 3, dort auch weitere Literatur). Die Unter-

12 Hier lässt sich eine Scherbe mit S-Stempelverzierung von der »Alten Burg« anschließen, die Verfasser 1999 fanden. Weitere Belege für Drehscheibenware und S-Stempelverzierung sind aus dem Stadtgebiet von Halle bekannt (Toepfer 1961, 823 und Abb. 62).

13 Vgl. Toepfer 1961, Abb. 48/16. Die Zugehörigkeit der abgebildeten Scherbe zu einem beidseitig

offenen »Siebgefäß« ergibt sich aus Abnutzungsspuren am Rand.

14 v. Schultze-Galléra 1925, 14/15; 1933, 5/6; Voigt 1961, 864; Mrusek 1970, 90–92 und 1972, 71 und 75; Neufß 1995, 179; Schwarze-Neufß 1996, 35. Die genannten Autoren beziehen sich u. a. auf den Ausdruck »Stein des Gibich« (Mrusek 1989, 116).

15 Toepfer 1961, Riehm/Nuglisch 1963, Nuglisch 1967, Schneider 1973, Schunke im Druck.

suchungen erbrachten keinerlei Belege für eine Besiedlung oder Begehung des Giebichensteins in römischer Kaiser- und Völkerwanderungszeit. Verfasser sind der Ansicht, dass die allein aus seiner Lage und Bezeichnung geschlossene Deutung des Giebichenstein als vormittelalterlicher Kultbezirk vom archäologischen Standpunkt her nicht aufrecht zu erhalten ist¹⁶.

Zur mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Entwicklung der Oberburg Giebichenstein

Vorrangige Zielstellung der baubegleitenden Beobachtungen war die weitere Aufklärung der Bauentwicklung auf der Oberburg. Hinweise auf den Beginn des mittelalterlichen Baugeschehens geben die Funde, die im Raum V des Palas, unterhalb des ehemaligen Fußbodenniveaus, gemacht werden konnten. Sie gehören sehr wahrscheinlich (vgl. oben) der Nutzungszeit einer wohl nicht viel älteren Palasphase an (Palas I). Das Material besteht vorrangig aus helltonigen, dünnwandigen Scherben (Taf. 4.5, 7) im Spektrum zwischen weißlich grau bis gelb, hinzu kommen zwei Scherben von schwärzlich grauer Färbung (Taf. 5.3, 4). Abweichend dazu sind drei Scherben von grauer bis rotbrauner Farbe (Taf. 5.1, 2, 6), die sich auch durch eine andere Randgestaltung auszeichnen. Die erstgenannten Gefäßfragmente gehören der sogenannten helltonigen Standbodenkeramik an, wie auch der Gefäßboden (Taf. 5.5) unterstreicht. Die beiden schwärzlich grauen Scherben sind auf Grund ihrer Machart und Randgestaltung vergleichbar.

Soweit dies zu erkennen ist, stammen die Scherben vorrangig von hochschultrigen Gefäßen, die Ränder (Taf. 4.1; 5.7) könnten eventuell auch zu konischen Schalen gehört haben. An Verzierungen dominieren Rillen in unregelmäßigen Abständen, die ausschließlich auf der Schulter angebracht sind. An einer Scherbe (Taf. 4.6) sind eine einzeilige Welle und ein Stichornament belegt. Auffällig ist die sehr variable Randgestaltung, die von dorn- bis zu kragenrandartigen Formen reicht. Einige Gefäßfragmente weisen eine Innenkehlung auf. Die helltonige Standbodenkeramik fand – bedingt durch ihre auffällig gute Qualität und ihre Andersartigkeit – bereits häufiger Beachtung. Zusammenfassende Bewertungen sind H.-J. Brachmann (1968, 38–43), H.-J. Vogt (1987, insbesondere 180–183) und K. Frey (2003) zu verdanken. Abgesehen von den unterschiedlichen Ansichten zur ethnischen Zuordnung, die hier nicht weiter verfolgt werden sollen, sind vor allem die Datierung und Verbreitung dieser Keramik bemerkenswert. Sie kommt fast ausschließlich östlich der Saale, im slawisch besiedelten Gebiet, vor und wird von der Mitte des 11. Jh. bis in das 13. Jh. datiert (Brachmann 1968, 39, 41, 43; Vogt 1987, 180–183). Leider gibt es bisher nur wenige genauere Eckdaten zu Beginn, innerer Entwicklung und Ende dieser Keramikform. Die bisher genauesten liegen mit der Burgstratigraphie von Groitzsch, Ldkr. Leipziger Land, vor. Dort kommen mit den vorliegenden vergleichbare Funde ab Burg III vor, die besten Entsprechungen im Gesamtinventar

16 Zu unseren Ergebnissen kann eine gute Parallele angeführt werden. Es gibt einen weiteren »Giebichenstein« im Wesergebiet. Es handelt sich um einen der größten Findlinge Norddeutschlands.

Sein Umfeld wurde vollständig ausgegraben. »Irgendwelche Funde oder Hinweise, die ... eine Bestimmung des Findlings als Opferstein zulassen, ergaben sich nicht« (Nowothnig 1969, 37).

stammen aus Burg IV und ihrem späten Übergangshorizont¹⁷. Die Burg IV bestand wahrscheinlich von 1120 bis 1224, der Übergangshorizont wird in etwa mit ihrem Enddatum gleichgesetzt (Vogt 1987, 102, 131 und Abb. 113). Bemerkenswert ist, dass der Übergangshorizont nicht nur durch seine ähnlichen Ränder vergleichbar ist, sondern die beiden schwärzlich grauen Scherben von der Oberburg Giebichenstein auf erste Tendenzen zur Entwicklung hin zur typischen harten Grauware des Spätmittelalters verweisen, die in dem Groitzscher Übergangshorizont ebenfalls fassbar sind. Folgt man den Datierungen durch H.-J. Vogt und beachtet die sehr entwickelt wirkenden Gefäßränder, so ist für den Giebichensteiner Fundkomplex und damit die Palasphase II eine Zeitstellung um oder nach 1200 sehr wahrscheinlich. Andererseits wird ein *terminus ante quem* durch die romanische Bauplastik des Palas II gegeben, der spätestens in der Mitte des 13. Jh. entstanden sein kann. Bestätigt wird die späte Einordnung der entsprechenden helltonigen Standbodenkeramik durch die Stratigraphien vom Burgberg Meissen (Coblenz 1971, 412–416, insbesondere Abb. 7; Brachmann 1978, Abb. 39), vom Naumburger Dom (Grimm 1972, 65–66; Brachmann 1978, Abb. 38), vom Benediktiner-Kloster Chemnitz (Geupel/Schischkoff 1983, 20–21 und Abb. 2) sowie durch neuere Untersuchungen in der Niederlausitz (Vgl. Beran 2003, 175–190; Schöneburg 2005, 76–85, bes. 85, 76 Abb. 90). Die somit erschlossene Datierung korrespondiert auffallend mit der Datierung der Bauphasen 2 und 3 der Oberburg Giebichenstein nach J. Schneider (1975, 557–558) und der Einschätzung der erhaltenen Architekturglieder durch R. Schmitt (1993, 8)¹⁸.

Auffällig sind innerhalb dieses Fundensembles die abweichend gestalteten Ränder grauer bis rotbrauner Keramik anderer Machart, die, wie ein zugehöriger Kugelboden unterstreicht, von Kugeltöpfen stammen. Bisher gibt es nur wenige Zusammenfunde derartiger Keramik mit helltoniger Standbodenkeramik (Vgl. Brachmann 1968, 40–41; Vogt 1987, 195 und Abb. 145), die Verbreitungen beider schließen sich weitgehend aus (Brachmann 1968, Abb. 9). Bezüglich der Datierung wird der oben genannte Ansatz der helltonigen Standbodenkeramik bestätigt.

Die noch stehenden Reste der Palasphase II lassen sich, wie angeführt, aufgrund der Bauausführung und -plastik der Romanik zuweisen. Der Palaskomplex, also die Räume I–V einschließlich der im Süden vorgelagerten Mauerreste, ist durch die neuen Beobachtungen in völlig anderer Weise als bisher geschehen zu rekonstruieren. Die südlich vorgelagerten Mauern gehörten entweder zum Grundbestand des Palas, oder – wahrscheinlicher – sie bilden eine kurz nach dessen Errichtung angefügte Erweiterung. Dafür spricht die Verwendung von rotem Sandstein, wie er zum Bau der romanischen Kapelle genutzt wurde. Folgt man der Auffassung, dass der rote Sandstein auf der Oberburg Giebichenstein erst in einer jüngeren Bauphase innerhalb der Romanik verwendet wurde, erhält man einen *terminus ante quem* für die oben beschriebene helle Standbodenkeramik, sicher innerhalb der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts. Bei den genannten vorgelagerten Mauern handelt es sich wahrscheinlich um die Reste eines Ost-West vor den Palasräumen verlaufenden Vorbaus sowie einer davor liegenden Konstruktion (Abb. 2).

17 Burg III: Vogt 1987, Abb. 58–66 – Burg IV: Vogt 1987, Abb. 75–80 – Burg IV (später Übergangshorizont): Vogt 1987, Abb. 83.

18 H.-J. Mrusek und folgend weitere Autoren hielten den Turm für romanisch (Mrusek 1972, Abb. 6; Koch 1978, 133–136; Koch u. a. 1984, 254).

Die Ost-West verlaufende Mauer musste offenbar zum Hof hin verstärkt bzw. gestützt werden, da sie erst eine gewisse Zeit nach den Palasräumen entstanden sein dürfte. Darauf weisen eine Mauerverstärkung im Osten und ein strebepfeilerartiges Fundament im Westen, die symmetrisch angeordnet sind. Auffälligerweise befindet sich etwa in der Mitte zwischen beiden eine Lücke im Hopfpflaster, welche genau den Maßen des strebepfeilerartigen Fundamentes entspricht. Der zwischen beiden liegende Bereich ist abweichend vom sonstigen Hofareal gestaltet. Neben dem strebepfeilerartigen Fundament liegt ein nach Osten geneigtes Pflaster aus sehr großen, weißen Sandsteinplatten mit einem Ablauf. Daran schließt sich ein Podest aus Sandsteinen in Mörtelverbund an, welches genau an der oben beschriebenen Lücke in der Hopfpflasterung endet. Die gesamte Befundsituation legt nahe, dass es sich hier um die Reste eines altanartigen Vorbaues handelt, der eventuell eine Aufgangskonstruktion trug. Es handelte sich offensichtlich nicht um einen Mittelrisalit, da die Mauern zu weit in den Hof vorspringen und sich die Konstruktion nicht nach innen fortsetzt, was für die Stabilität eines entsprechend hohen Baues unabdingbar gewesen wäre. Der altanartige Vorbau stützte gleichzeitig die Ost-West verlaufende Mauer. Die Mauerverstärkung im östlichen Drittel erfüllte dort die Stützfunktion. Die Konstruktion muss, da der Verlauf der Hopfpflasterung auf die zum Teil nicht mehr vorhandenen Reste Rücksicht nimmt, mittelalterlicher Zeitstellung sein. Die funktionale Zusammengehörigkeit des T-förmigen Mauerrestes, der Pflasterungen sowie der Lücke im Hopfpflaster wird unterstrichen durch stufenartige Absätze innerhalb des nach Osten abfallenden Hopfpflasters, die genau von den zu erschließenden äußeren Altanflanken ablaufen, so dass vor dem Altan ein geschlossener stufenloser Hofbereich genau in dessen Breite entstand (Abb. 2; 12). Die auffällige Pflasterung aus großen Sandsteinplatten mit dem Ablauf lag innerhalb des Vorbaues vor dem eigentlichen Zugang zu den unteren Räumen des Palas. Vergleiche für die erschlossenen Konstruktionsformen sind aus älterer und etwa gleicher Zeit belegt. Die Ost-West vor den Palasräumen verlaufende Mauer findet sich am Palas der Wartburg wieder (Dehio 1998, 255). Eine bestehende Parallele für den altanartigen Vorbau weist der – über Fundamente rekonstruierte – salische Palas der Pfalz Goslar auf¹⁹. Da am Giebichensteiner Palas nur ein Aufgang innerhalb des Wohnturmes belegt ist, kann die Möglichkeit einer repräsentativen Treppe am Altan in Erwägung gezogen werden, wie sie aus staufischer Zeit mit dem Treppenvorbau am Süden des Palas der Pfalz Goslar vorliegt (Hölscher 1927, 60/61 und Taf. 6, 8 und 23; Arens 1985, 121) bzw. für den salischen Altan diskutiert wird (Arens 1985, 120). Auf dem Giebichenstein spricht der Höhenunterschied beidseitig des Altans aber eher gegen eine Einfassung durch zwei Treppen, da diese durch ihre unterschiedliche Länge einem symmetrischen Gesamtbild, als wesentliches architektonisches Ziel einer Treppenspiegelung, eher entgegen stehen.

Auch zur Innengliederung des Palasuntergeschosses liegen neue Beobachtungen vor. Während der Bereich der Räume II–IV aufgrund der eindeutig jüngeren Trennmauern und des, durch die östliche Trennmauer weitgehend verschlossenen, Kamines als Saal zu rekonstruieren ist, erwiesen sich die Räume I und V als originär, wie die breiteren

19 Hölscher 1927, Abb. 28. Die Rekonstruktion wird bezüglich des Altans auch heute noch akzeptiert, vgl. Arens 1985, 120; etwas vorsichtiger (Anm. 35)

und mit anderem Rekonstruktionsvorschlag; Meckseper 1992, 93–95.

Trennmauern zum Saal und u. a. die Stützenreste innerhalb der Räume belegen. Auffällig sind die großen Mauerstärken um Raum V, die diesen baulich absetzten, wie auch die Südfront des Palaskomplexes vermuten lässt. Betrachtet man nur den Bereich von Raum I bis Raum IV, so liegt der altanartige Vorbau genau mittig und es ergibt sich die für romanische Palasbauten typische symmetrische Anlage. Der Bereich vor Raum V war durch die oben angesprochene Mauerverstärkung auch optisch abgesetzt. Inwieweit sich Raum V als eigenständiger Baukörper abhob, bleibt unklar, da die Westmauer auch im ältesten Bereich nicht im Verband mit der Nordmauer stand. Festzustellen ist aber, dass sich bei einer turmartigen Rekonstruktion über Raum V, aufgrund der großen Mauerstärken, ein verblüffend symmetrisches Bild der gesamten Nordbebauung ergibt, da der westlich am Palas befindliche Wohnturm ähnliche, nur leicht größere Maße aufweist.

Zum Aussehen des romanischen Wohnturmes konnten ergänzende Feststellungen gemacht werden. Die äußeren Eckverbände waren offenbar aus sehr gut zugehauenen, großen weißen Sandsteinquadern mit Randschlag gebildet worden, während der restliche Baukörper in Schalenbauweise, mit Schalen aus grob zugehauenen kleineren bis mittelgroßen weißen Sandsteinen, ausgeführt worden war. In der Nordmauer des Wohnturmes wurde ein zugesetzter Erker dokumentiert. Die Treppe in der Ostmauer des Wohnturmes führte vermutlich sowohl in das Obergeschoss des Wohnturmes, als auch in jenes des Palaskomplexes – entweder über Raum I oder auf eine offene oder geschlossene Galerie im Südvorbau. Wohnturm und Palaskomplex gehören einer Bauphase an, wie die Verzahnung, die Treppe in der Ostmauer des Wohnturmes und die gleiche Bauausführung nahelegen.

In die gleiche Zeit gehört nach Bauart und -ausführung der jetzt nachgewiesene Torbau unter dem »gotischen Turm«. Aufgrund der Mauerstärken (teilweise die stärksten Mauern auf der Oberburg) ist dieser als turmartiges Gebäude – Torturm – zu rekonstruieren²⁰. Der, im Verhältnis zum übrigen Baukörper, sehr schmale Durchgang wurde bei Errichtung des Nachfolgebaues (»gotischer Turm«) zunächst weiter benutzt. Einen Hinweis auf die Ursache des Neubaus bilden Ausbesserungen der Südwestecke des alten Torturmes, die auf Stabilitätsprobleme aufgrund des dort bereits steil abfallenden Felsens deuten. Der Fund der Kanne (Taf. 6.2) könnte darauf hindeuten, dass der romanische Turm bereits im 14. Jh. nicht mehr stand, die Funde aus der Bauschicht des »gotischen Turmes« weisen in das 14./15. Jh. (siehe oben).

Von der bei den Sanierungsarbeiten geborgenen Keramik lassen sich nur relativ wenige Stücke für die romanische Besiedlung der Oberburg namhaft machen²¹. Neben

20 Ein noch mächtigerer Torturm etwa gleicher Datierung mit Durchgang ist auf der Eckartsburg, Burgenlandkreis, belegt; vgl. Schmitt/Weise 1997, Abb. 3, dort bezeichnet als »romanisches Tor zur Kernburg« und Schmitt 1998, 19 und Abb. 2, dort bezeichnet als »Torhaus« bzw. »Kammertor« (Schmidt 1998, 19). Auch sonst bietet die Eckartsburg interessante Vergleichsmöglichkeiten mit der Oberburg Giebichenstein. Neben der Lage des Torturmes oder -hauses im Südosten der sich von Ost nach West erstreckenden Anlage stimmt auch

die Lage des Wohnturmes in der diagonal gegenüberliegenden Ecke überein. An Stelle des Giebichensteiner Palas konnten auf der Eckartsburg nur wenige Mauerreste dokumentiert werden, die aber als mittelalterlich bzw. romanisch bezeichnet werden. Die Funktion des als Palas bezeichneten Bauwerkes der Eckartsburg ist nicht sicher zu erschließen (Schmitt 1998, 22).

21 Hinzuzufügen sind die durch J. Schneider vorgelegten Scherben des 11.–13. Jh.; vgl. Schneider 1975, Abb. 8 und 9.

dem größeren Fundkomplex aus dem Palas liegen nur zwei helltonige Scherben aus Schnitt B – eine mit mehrzügiger Welle (Taf. 7.12)²², die andere mit Kammstich (Taf. 7.11) – sowie eine graurote Kugeltopfscherbe aus Schnitt E (Taf. 7.1) vor. Weitere graue Kugeltopfscherben aus den Schnitten C und E (Taf. 7.9, 13) sowie eine rötliche aus Schnitt E (Taf. 7.2) sind bereits jünger.

In allen Schnitten wurden Mauern beobachtet, deren genaue Zeitstellung nicht klar ist, die aber jünger als die der bisher beschriebenen Bauten sind. Zu einem älteren Abschnitt der Bebauung der Oberburg dürften die, aus weißem und u. a. rotem Sandstein – und keinem Porphyrt(!) – bestehenden Mauerreste zwischen Wohnturm und Kapelle gehören. Diese verbanden die Eingänge von Wohnturm und Kapelle und grenzten den westlich gelegenen Bereich mit einem Durchgang von dem östlich gelegenen Burghof ab. Ein weiterer, eventuell gleichzeitiger Mauerrest lief wahrscheinlich von der Südmauer des Wohnturmes auf die Nordwestecke der Kapelle zu. Er muss einen Durchgang zum Westteil der Oberburg besessen haben.

Der in den beobachteten Bereichen einzige klar ins ausgehende Mittelalter zu datierende Bau ist der erhaltene »gotische Torturm« des 14./15. Jh. Es liegt nahe, dessen Bau in Zusammenhang mit der Errichtung der Unterburg zu sehen.

Der nördlich vor Gewölbe II auf dem anstehenden Felsen Ost-West verlaufende, mit Estrich ausgeglichene, Gang ist, aufgrund der Stratigraphie, wohl vorneuzeitlich zu datieren. Das Niveau ist gegenüber der Kapelle und dem Wohnturm sehr tief, korrespondiert aber mit einem bisher unbekanntem, vom Inneren des Gewölbes aus sichtbarem, zugesetzten Eingang (Abb. 23). Die derzeitige Eingangskonstruktion ist offenbar später entstanden, wie auch die damit zu verbindenden Gewölbeveränderungen nahelegen.

Aus der frühen Neuzeit (16./17. Jh.) stammen einige weitere Baureste in den untersuchten Schnitten. Direkt an der Südwestecke des Wohnturmes bestand ein Ost-Westgerichteter Durchgang, der zu dieser Zeit den einzigen Zugang zum Westteil der Anlage gebildet haben dürfte. Hinter diesem Durchgang schloss sich nach Norden ein Gewölbe an, in welchem ein Quader mit spätgotischem Steinmetzzeichen sekundär verbaut war. Westlich des Torturmes bestand ein Gebäuderest mit intaktem Estrich. Damit in Zusammenhang dürfte die Ziegelpflasterung östlich vor dem ehemaligen Gebäude stehen, an die sich der aus Ziegeln gesetzte Ablauf an der Südaußenmauer anschloss.

Am »Nord-Ost-Eingang« wurden mehrere, in ihrer Stratigraphie klare, aber nicht durch Funde zu datierende Mauerreste dokumentiert. Sie sind jünger als die Ostmauer des Palaskomplexes. Die schlechte Gründung und Setzung in Lehm sowie die massive Verwendung von Porphyrt legen eine Errichtung nicht vor dem ausgehenden Mittelalter nahe. Zu dem Zugang gehören die beiden schräg zur sonstigen Bebauung errichteten Mauern, die in Nord-Ost-Richtung auf eine geglättete Felspartie zuliefen. Unterhalb dieser fanden sich Stufen und Reste einer Türkonstruktion. Einige am Hang weiter unterhalb sichtbare Treppenreste dürften mit dem »Nord-Ost-Eingang« in Verbindung stehen.

Im Westbereich, der von H.-J. Mrusek angeblich vollständig gegraben worden war, traten nun während der Säuberung des gewachsenen Felsens mehrere Mauern zu Tage.

22 Sie gehört der Kohrener Gruppe nach H.-J. Vogt an, die in das 12. Jh. datiert wird (Vogt 1968, bes. 430). Nach der Stratigraphie von Meißen ergibt

sich eine Einordnung in das 11./12. Jh.; vgl. Coblenz 1971, Abb. 7.



Abb. 23 Gewölbe II – Blick nach Norden auf den zugesetzten Eingang (unter dem jüngeren Gewölbescheitel).

Die bedeutendste ist eine im Nordwesten befindliche, die von der westlichen Stirnseite der Oberburg bis unter das sogenannte Springerfenster verlief (Abb. 2) und als Teil des Hauptmauerringes zu deuten ist. Daraus ergibt sich eine deutliche Vergrößerung des ehemaligen Westbereiches und eine weniger gegliederte Außenfront der Oberburg. In dem von dieser Mauer eingeschlossenen Bereich finden sich noch Reste von zwei massiven Fundamenten, die augenscheinlich zu einem innerhalb der Bauabfolge der Oberburg älteren Baukörper gehörten. Alle beschriebenen Baureste bestanden aus weißem und rotem Sandstein. Ohne Neuuntersuchung des Westteiles der Anlage ist eine genaue Ansprache nicht möglich. Der quadratische Fundamentrest ist eventuell Teil des Unterbaus zu einem über Gewölbe I stehenden größeren Gebäude.

Zum Aussehen der Oberburg in der Romanik

Von besonderem Interesse ist das Aussehen der Oberburg Giebichenstein in romanischer Zeit, der Blütezeit der Burganlage. Speziell zum romanischen Baubestand lassen sich, wie oben angeführt, einige völlig neue Aussagen treffen, welche nun zusammengeführt und zum Versuch einer Rekonstruktion genutzt werden. Dabei soll der Zustand nach Errichtung der Kapelle, die zu den spätesten romanischen Bauten auf der Oberburg gehören dürfte, wiedergegeben werden. Zur erschlossenen ersten Bauphase des Palas können keine Aussagen getroffen werden. Sie bestand wahrscheinlich nur kurze Zeit innerhalb der Romanik.

Die hier vorgestellte Rekonstruktion (Abb. 24) der Oberburgbebauung ist natürlich mit den üblichen Mängeln einer Rekonstruktion nur aus den Gebäudegrundrissen heraus behaftet. Sie soll dem besseren Verständnis der vorangehenden Einzeluntersuchungen und insbesondere der folgenden zusammenfassenden Ausführungen dienen. Die Darstellung wurde auf die wesentlichen und das Gesamtbild bestimmenden Baukörper reduziert. Die Höhenunterschiede innerhalb der Oberburg, immerhin fällt der Innenhof vom Wohnturm nach Osten bis zum Torturm hin um mehrere Meter ab, wurden vereinfachend vernachlässigt. Ebenso ist die Bebauung im Vordergrund zwischen Kapelle und Torturm nicht aufgeführt, da die Nachfolgebauten deren Aussehen völlig verschleiert haben bzw. der Bereich nicht untersucht worden ist. Der Innenhof war daher wahrscheinlich deutlich schmaler und der Ansicht von Süden fehlt dementsprechend ein nicht unwichtiger Akzent. Da auch das Aussehen des Altars unbekannt ist, wurde auf eine suggestiv »romanisierende« Ausformung von Details in der Darstellung bewusst verzichtet. Die Ausbildung des turmartig dargestellten Gebäudes über dem Palas-Raum V ist sehr unsicher.

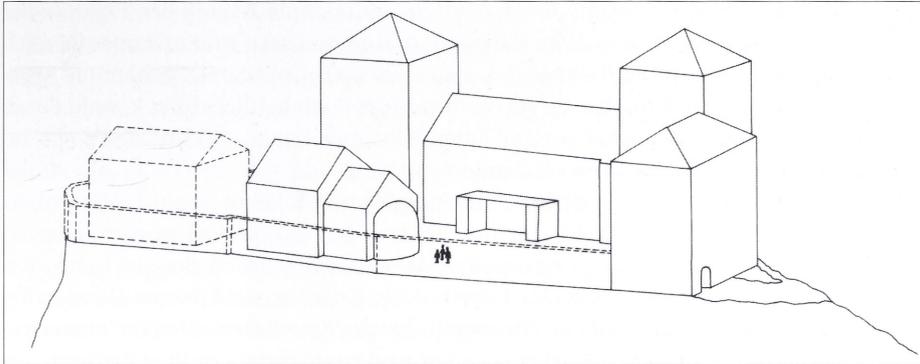


Abb. 24 Vermutlicher Baubestand der Oberburg Giebichenstein in der Romanik (stark schematisiert).

Das äußere Erscheinungsbild der im Grundriss sichtbaren typischen Randhausburg wurde wesentlich durch die in weißem Sandstein aufgeführten Bauten geprägt. Mit den Elementen Wohnturm, Palas und Kapelle – neben der Ringmauer und dem Torturm – entspricht die bischöfliche Oberburg Giebichenstein der klassischen Adelsburg des ausgehenden 12. und des 13. Jahrhunderts nach T. Biller (1993, 134–156). Palatien sind demnach nur auf Adelsburgen besonders mächtiger Geschlechter bezeugt (Biller 1993, 151). Der Zugang zur Oberburg erfolgte durch den massiven, aufgrund der Mauerstärke wahrscheinlich mindestens dreigeschossigen Torbau, welcher von Verfassern als Torturm rekonstruiert wird. Er riegelt, mit den größten Mauerstärken im Norden und Osten, den spornartigen Vorsprung des Plateaus zur einzig möglichen Zugangsseite ab. Nach Verlassen des Durchgangs gelangte man, wohl durch einen im rechten Winkel dazu stehenden Torbogen, in nördlicher Richtung in den Innenhof, dessen Nordseite vom größten und repräsentativsten Bau, dem Palas mit den – eventuell erst spät angefügten – zugehörigen Bauteilen, beherrscht wurde. Mit Sicherheit war das Gebäude zweigeschossig, vorgelagert war ein Altan. Der Bereich unter diesem war gepflastert und bildete den Zugang

zur Galerie im Untergeschoß des Palaskomplexes, von der aus der Raum I und – über nur einen Eingang – ein Saal, der später in die Räume II bis IV unterteilt wurde, erreicht werden konnte. Beide Räumlichkeiten waren mittels eines Kamins beheizbar. Der Zugang zum Obergeschoss, in welchem sich der repräsentativere Saal befinden haben dürfte, ist nicht direkt nachweisbar. Entweder konnte man dieses ebenfalls vom Hof aus, über eine Freitreppe am Altan, oder nur über die Treppe vom Wohnturm aus erreichen. Verblüffend ist wiederum die Parallele zur älteren und viel größeren Anlage in Goslar, wo neben dem Altan, eventuell mit Treppe, ein Aufgang an der linken Schmalseite dokumentiert wurde (Hölscher 1927, Abb. 28). Noch weniger klar ist die Ausführung des Obergeschosses, da nicht entschieden werden kann, ob auch dieses, wie auf der Wartburg, eine Galerie im Süden besaß oder ob ein offener Gang mit Brüstung die Zugänge zu den Räumlichkeiten ermöglichte. Ebenso wenig ist die Gestalt des Palaskomplexes im Bereich des Raumes V zu klären. Wie oben schon angemerkt, wies er rundum stärkere Mauern auf und ist im Grundriss mit dem Wohnturm vergleichbar. Eine turmartige Gestalt hätte dem gesamten Ensemble Wohnturm-Palaskomplex eine Spiegelsymmetrie verliehen, wehrtechnisch zudem die ersteigbare Nordostflanke der Oberburg in Verbindung mit dem Torturm geschützt. Obwohl dieser Deutung der stumpfe Anstoß der Trennmauer zwischen den Räumen IV und V an die Nord- und Südmauern im Fundamentbereich scheinbar entgegensteht, wird dieser Rekonstruktion auf Grund oben genannter Argumente der Vorzug gegeben. Das auf uns gekommene uneinheitliche Bild könnte durch Änderungen der Bauplanung bzw. Umbauten entstanden sein, wie sie auch sonst im Palaskomplex und der Kapelle deutlich erkennbar sind.

Zur Rekonstruktion der Burghkapelle selbst ergaben sich keine neuen Erkenntnisse. Sie wird, in Anlehnung an H.-J. Mrusek und J. Schneider²³, als dreiteilige einstöckige(?) Saalkirche dargestellt. Der neu aufgefundene Mauerzug mit Durchgang zwischen Kapelle und Wohnturm wird von den Verfassern noch in die Romanik datiert. Gleichzeitig dürfte ein entsprechender, auf die Nordwestecke der Kapelle zulaufender Mauerrest sein, so dass die Verbindung zwischen Burghof und westlichem Teil der Oberburg nur über einen – wahrscheinlich verschließbaren – Durchgang gegeben war. Zum Aussehen des westlichen Abschnittes der Anlage können keine verlässlichen Angaben gemacht werden. H.-J. Mrusek vermutete über den beiden erhaltenen Gewölben eine Kemenate (Mrusek 1972, 72). Dieser Funktionsansprache wurde durch R. Schmitt widersprochen (Schmitt 1988, 5 und 1993, 7). Mit hoher Wahrscheinlichkeit wurde Gewölbe I – möglicherweise auch der Kern des Gewölbes II – aber bereits in romanischer Zeit errichtet, wie die verwendeten Gesteinsarten nahe legen (Koch u. a. 1984, 254). Über Gewölbe I könnte durchaus ein größeres massives Gebäude gestanden haben (Vgl. Höhne 1997, insbesondere 71–73). Wahrscheinlich gehörte auch der nordwestlich des Gewölbes I neu dokumentierte Eckverband zu diesem Bau (Abb. 2). Die Lage auf dem westlichen Sporn und die Mauerstärken sprächen dafür. Die auf dem bereits steil abfallenden Felsen neu dokumentierte Nordwestaußenmauer zeigt, dass auch hier, wie im Bereich des Palas und des Torturmes, mittels Anschüttungen der verfügbare Platz maximiert worden ist. Eventuell

23 Mrusek 1972, 72 und Abb. 19/20; Schneider 1975, 546–550 und 557/558. Über den Zustand in spätromanischer Zeit herrscht weitgehend Einigkeit,

während die Baugeschichte unterschiedlich beurteilt wird.

vorhanden gewesene romanische Bauten sind nicht mehr nachweisbar. Gleiches gilt für die Südseite des Burghofes, den Bereich des sogenannten Südturmes.

Schlussbetrachtung

Die Beobachtungen während der Sanierungsarbeiten erbrachten eine vorher in diesem Maße nicht abzusehende Fülle neuer Erkenntnisse zum Baubestand und Siedlungsgehehen auf der Oberburg Giebichenstein. Im Zuge der mit relativ geringem Aufwand durchgeführten baubegleitenden Untersuchungen hat sich das zu rekonstruierende Erscheinungsbild der Oberburg Giebichenstein deutlich gewandelt. An den wenigen Stellen, die von den Verfassern beobachtet werden konnten, zeigte sich, dass die unter H.-J. Mrusek durchgeführten Untersuchungen inklusive der Dokumentation in einer auch für die damalige Zeit ungenügenden Weise erfolgten. Eine Anzahl von Mauern, die damals aufgedeckt worden sein müssen, wurde anschließend nicht dokumentiert. Damit verband sich bei den jetzigen baubegleitenden Beobachtungen das Problem, dass die Mauern bei der kleinflächigen Neuaufdeckung nur unzureichend in die früher dokumentierten Strukturen einzufügen waren.

Durch die baubegleitenden Untersuchungen konnten außerdem weitere Erkenntnisse zur Gesamtentwicklung der Burganlage Giebichenstein gewonnen werden. Sie besteht bekanntlich aus den drei Gliedern Alte Burg, Oberburg und Unterburg²⁴. Die seit S. v. Schultze-Galléra (v. Schultze-Galléra 1933, 2; später Neuß 1995, 177–179; Schwarze-Neuß 1996, 28–35) für die Alte Burg angenommene Abfolge germanische Volksburg – fränkisches Kastell Halla(?) – mittelalterliche Burganlage bestand offensichtlich nicht. In dieser Deutlichkeit wurde das erstmals durch J. Schneider (Schneider 1973, 50 und 1975, 564; folgend Schmitt 1988, 2–3 und 1993, 3–4), aufgrund des Fehlens von vor-mittelalterlichen Funden, herausgearbeitet. Dies wird durch eine große Anzahl neu auf-gelesener Funde in vollem Umfang bestätigt²⁵. Somit ergibt sich, dass im Bereich der Alten Burg – wahrscheinlich erst im 10. Jh. – eine erste Burganlage errichtet worden ist. Die Oberburg Giebichenstein wurde sicher erst im 12./13. Jh. als repräsentative Burg aufgebaut (Schneider 1975, 560, 567; folgend Schmitt 1988, 3; 1993, 4). Die geringen Ausmaße der Oberburg entsprechen auch den »Komprimierungstendenzen« bei Burganlagen dieser und nicht früherer Zeit. Bereits zuvor können natürlich einzelne kleinere Gebäude

24 Vgl. Mrusek 1972; Schneider 1975; Schmitt 1988, 1993; eine gute Abbildung der Gesamtanlage bei Riehm 1974, 295–320, bes. 301 Abb. 6.

25 Die Aufsammlungen erfolgten durch B. Schiefer und T. Schunke an den Erosionshängen der Alten Burg. Die Erosion ist, verstärkt durch die Tätigkeit von Wühltieren, vor allem am Westhang äußerst intensiv. Die Funde werden auf den befestigten Weg gespült und dort bei der regelmäßigen Reinigung entfernt. Daher ist eine gelegentliche Absammlung des Hanges nötig. Unter den mehreren Tausend Scherben und weiteren Kleinfunden sind bisher keinerlei sichere Zeugnisse aus der römischen Kaiser- bis Karolingerzeit feststellbar. Dagegen konnte, neben den Scherben des Neoli-

thikums bis zur vorrömischen Eisenzeit, das mittel- bis u. a. spätslawische Fundgut deutlich vermehrt werden, was den Ansatz J. Schneiders bestätigt, dort die Burgstelle des 10./11. Jh. zu suchen (Schneider 1975, 567). Ebenso bestätigte sich die Einschätzung (Schneider 1973, 50), dass wenig glasierte Keramik auftritt, was J. Schneider zu einer Enddatierung im 14. Jh. veranlasste. Die harte Grauware ist aber insgesamt sehr zahlreich und datiert von sich heraus in das 12.–15. Jh., so dass das Enddatum als Ende der »Blütezeit« der Alten Burg zu verstehen ist. Auffällig ist das sehr spärliche Auftreten von Ziegel- und Schieferresten im Bereich der Alten Burg.

– wie etwa ein Ausguck – dort gestanden haben bzw. wird der Fels begangen worden sein, da sich von hier eine gute Rundumsicht bietet. Die Episodenhaftigkeit zeigt sich vor allem darin, dass kaum eine Scherbe von der Oberburg vorliegt, die aus heutiger Sicht in das 10. bzw. frühe 11. Jh. datiert. Mit der Erbauung der Oberburg ist die herrschaftliche Funktion von der Alten Burg auf diese übergegangen. Mit welcher historisch verbürgten Person dieser Wandel zu parallelisieren ist, bleibt weiterhin fraglich. Möglich ist eine Verbindung der einleitenden Arbeiten mit Erzbischof Wichmann (1154–1192), der massive Ausbau, der im Grundriss relativ klar sichtbar ist, dürfte nach Ausweis der archäologischen Funde erst danach erfolgt sein²⁶.

Bei Betrachtung der Oberburanlage fällt auf, dass sie praktisch nur aus herrschaftlichen und Wehrgebäuden bestand, die nicht sehr vielen Menschen Platz geboten haben können. Sie konnte zudem – aufgrund der Steilheit des Hanges – nicht mit Gespannen erreicht werden. Dies wird durch den sehr schmalen und niedrigen Durchgang des Torturms unterstrichen. Somit waren für die Funktion der Oberburg immer auch weitere, außerhalb liegende Wirtschaftsanlagen notwendig. Es liegt nahe, diese im Bereich der Alten Burg zu lokalisieren, die einen deutlichen Fundniederschlag des 12./13. Jh., zumindest bis in das 14. Jh. laufend, aufweist. Die Abhängigkeit der Oberburg von Außenanlagen wird auch durch das scheinbare Fehlen einer Wasserversorgung unterstrichen. Sollte eine Brunnenanlage nicht noch ihrer Entdeckung harren – eine wenig wahrscheinliche Vorstellung – so würde man zumindest eine Zisterne erwarten. Auf die Existenz eines einfachen Wasserleitungssystems scheint der Ablauf unter dem Altan hinzuweisen, der nicht weiter untersucht werden konnte.

Die Existenz der Wirtschaftsanlagen im Bereich der »Alten Burg« mindestens bis zum Beginn des 14. Jh. wurde belegt. Bis in diese Zeit konnte die Burg auch laut archivalischer Quellen eine größere Bedeutung bewahren, bevor sie einen Tiefpunkt als Pfandobjekt erlebte (Schwarze-Neuß 1997, 51–55; Scholz 1998, 124), der auch mit dem Verfall oder Wegfall der äußeren Wirtschaftsanlagen einher gegangen sein dürfte. In der zweiten Hälfte des 14. bzw. dem Anfang des 15. Jh. wurde die Burg mehrmals erneuert und erlangte nochmals größere Bedeutung, so dass für diese Zeit wieder Wirtschaftsanlagen anzunehmen sind. Ob sich diese – wiederum oder immer noch – auf dem Gelände der Alten Burg befanden oder ob sie bereits im Bereich der neuen Unterburg angelegt wurden, ist derzeit nicht festzustellen. Der Bau der Unterburg in ihrem wesentlichen, bis heute überlieferten, Baubestand soll erst ab der Mitte des 15. Jh. vonstatten gegangen sein (John 1965; Mrusek 1970; Mrusek 1972a, 75). Daher lässt sich nicht festlegen, im Zuge welcher Baumaßnahmen der heute noch stehende Turm auf der Oberburg

26 Detailliert hierzu: Schneider 1975, 558–560.

Immer noch sind die archäologischen Daten für das mitteldeutsche Gebiet weitgehend an die Sicherheit der Burgstratigraphie von Grotzsch, Ldkr. Leipziger Land, gebunden (Vogt 1987), von der hier ausgegangen werden muss. Mit Erzbischof Wichmann könnte danach die Palasphase I in Verbindung gebracht werden, da die später datierende Keramik aus dem Raum V lediglich deren Ende anzeigen dürfte. Sollte eine Einordnung der Keramik auch in die zweite Hälfte des 12. Jh. mög-

lich sein, so wären ihm auch Palasphase II und damit ein Großteil der romanischen Bebauung zuzuschreiben. Für den Torturm, der keinerlei Bauplastik und kaum ältere Keramik erbracht hat, ist eine Datierung in das 12. Jh. prinzipiell nicht auszuschließen – nach T. Biller (1993, 127–134) ist der Torturm, zusammen mit der Ringmauer, als architektonisches Element im mittelalterlichen Burgenbau seit dem 11./12. Jh. bezeugt. Ebenso besaß die spätromanische Burgkapelle mindestens einen Vorgängerbau (Schneider 1975, 544–551).

(»gotischer Turm«) entstanden ist. Die aufgefundene Keramik datiert seine Bauzeit in das späte 14. oder das 15. Jh., so dass der Bau mit den oben genannten Erneuerungen oder dem Neubau der Unterburg in Verbindung gestanden haben kann, da er im direkten Blickfeld dieser stand. Der mehrfach ausgebesserte, wahrscheinlich sogar ruinöse romanische Torturm dürfte den neuen Ansprüchen nicht mehr genügt haben. Damit in Verbindung standen sicher weitere Umbauarbeiten auf der Oberburg, die endlich zu dem durch zeitgenössische Darstellungen hinlänglich bekannten Bild der dicht bebauten Oberburg geführt haben. Ihr Ende fand die Oberburg während des Dreißigjährigen Krieges im Jahre 1637 durch einen verheerenden Brand.

Summary

The Giebichenstein in Halle (Saale) – Bronze Age to early Iron Age settlement and medieval castle

The Giebichenstein is a prominent porphyry hilltop in the municipal area of Halle. Today it bears visible ruins of an important medieval castle complex. These were largely exposed in the 1960s and 1970s. The renovation works carried out in 1999 and 2000 allowed several, relatively small scale archaeological re-excavations. The results of these observations complete the known picture about the prehistoric settlement of the Giebichenstein as well as the architectural history of the upper castle of the same name and considerably revise it in some points.

After an intensive late Bronze Age to early Iron Age settlement phase, which in character fully matches the large settlement of this period traceable in the entire municipal area, follows probably first in the 12th/13th century the extension into a representative castle with its elements great hall, chapel and keep.

The most important result of the new investigation is proof of a massive Romanesque gateway. A number of further observations within the entire castle area permit a new view of the appearance of the Romanesque upper castle and particularly the palace building.

Literaturverzeichnis

Arens 1985

F. Arens, Die Königspfalz Goslar und die Burg Dankwarderode in Braunschweig. Stadt im Wandel, Katalog zur Landesausstellung in Niedersachsen (Braunschweig 1985) 117–149.

Beran 2003

J. Beran, Kausche von Anfang bis Ende. Ausgrabungen im Niederlausitzer Braunkohlenrevier 2001 (Arbeitsber. Bodendenkmalpfl. Brandenburg 11) 2003, 175–190.

Biller 1993

T. Biller, Die Adelsburg in Deutschland. Entstehung, Form und Bedeutung (München 1993).

Brachmann 1968

H.-J. Brachmann, Zur spätslawischen Zeit im Mittelelb-Saale-Gebiet. Ethnogr. Arch. Zeitschr. 2, 1968, 23–49.

Brachmann 1978

H.-J. Brachmann, Slawische Stämme an Elbe und Saale (Berlin 1978).

Brachmann 1992

H.-J. Brachmann, Zum Burgenbau salischer Zeit zwischen Harz und Elbe. In: H. W. Böhme (Hrsg.), *Burgen der Salierzeit 1* (Sigmaringen 1992) 97–148.

Coblenz 1971

W. Coblenz, Bemerkungen zur Chronologie in den slawischen Gauen Daleminzien und Nisan. *Archeologia Polaki* 16, 1971, 401–417.

Dehio 1998

G. Dehio, *Handbuch der Deutschen Kunstdenkmäler: Thüringen* (München 1998).

Frey 2003

K. Frey, Spätlawische und spätmittelalterliche Standbodenkeramik in Südostdeutschland – Traditionen und Neuanfänge. *Jahrb. Bodendenkmalpf. Mecklenburg-Vorpommern* 50, 2002 (2003) 265–280.

Geupel/Schischkoff 1983

V. Geupel/K. Schischkoff, Stratigraphische Befunde im ehemaligen Benediktiner-Kloster in Chemnitz/Karl-Marx-Stadt. *Vorbericht. Ausgr. u. Funde* 28, 1983, 16–22.

Gossler 1999

N. Gossler, Untersuchungen zur Formenkunde und Chronologie mittelalterlicher Stachelsporen in Deutschland (10.–14. Jahrhundert). *Ber. RGK* 79, 1998 (1999) 479–663.

Grimm 1972

P. Grimm, Die Funde aus dem Untergrund des Naumburger Domes. In: G. Leopold/E. Schubert (Hrsg.), *Die frühromanischen Vorgängerbauten des Naumburger Domes* (Berlin 1972) 59–66.

Höhne 1997

D. Höhne, Gedanken zu einer Lithographie der Burg Giebichenstein. *Burgen und Schlösser in Sachsen-Anhalt* 6, 1997, 62–75.

Hölscher 1927

U. Hölscher, *Die Kaiserpfalz Goslar. Denkmäler deutscher Kunst. Die deutschen Kaiserpfalzen 1* (Berlin 1927).

John 1965

J. John, Die Baugeschichte der Unterburg Giebichenstein. Unveröffentlichte Dipl.-Arbeit (Halle/Saale 1965).

Koch 1978

R. A. Koch, Die statistische Gesteinszusammensetzung am Mauerwerk romanischer Türme in Halle/Saale. *Hercynia N. F.* 15.2, 1978, 115–141.

Koch u. a. 1984

R. A. Koch/M. Hübner/H.-J. Krause, Die Oberburg Giebichenstein in Halle-Nord/Bedeutung, Bauwerke und Möglichkeiten ihrer denkmalpflegerischen Nachnutzung. *Neue Museumskd.* 27/4, 1984, 249–259.

Küßner/Schunke 2005

M. Küßner/T. Schunke, Neue Erkenntnisse zur Baugeschichte der Oberburg Giebichenstein, Stadt Halle (Saale). *Burgen und Schlösser in Sachsen-Anhalt* 14, 2005, 39–74.

Meckseper 1992

C. Meckseper, Zur salischen Gestalt des Palas der Königspfalz in Goslar. In: H. G. Böhme (Hrsg.), *Burgen der Salierzeit* (Sigmaringen 1992) 85–95.

Mrusek 1970

H.-J. Mrusek, Die Funktion und baugeschichtliche Entwicklung der Burg Giebichenstein in Halle (Saale) und ihre Stellung im früh- und hochfeudalen Burgenbau. Unveröffentlichte Dissertation (Weimar 1970).

Mrusek 1972

H. J. Mrusek, Thesen zur Geschichte der Burg Giebichenstein. Funktion und baugeschichtliche Entwicklung der Burg Giebichenstein in Halle (Saale) und ihre Stellung im früh- und hochfeudalen Burgenbau. *Burgen und Schlösser* 13, 1972, 71–76.

Mrusek 1972a

H.-J. Mrusek, Die Funktion und baugeschichtliche Entwicklung der Burg Giebichenstein in Halle (Saale) und ihre Stellung im früh- und hochfeudalen Burgenbau (Autorreferat). *Wiss. Zeitschr. Hochschule f. Architektur u. Bauwesen Weimar* 19, 1972, 107–108.

Mrusek 1973

H.-J. Mrusek, Gestalt und Entwicklung der Eigenbefestigung im Mittelalter. *Abhandl. Sächs. Akad. Wiss. Leipzig, Phil.-histor. Klasse* 3, 60 (Berlin 1973).

Mrusek 1989

H.-J. Mrusek, Baugestalt und Funktion der Burg Giebichenstein in Halle (Saale). In: I. Roch (Hrsg.), *Beiträge zur Burgenforschung. Hermann Wäscher zum 100. Geburtstag* (Halle 1989) 112–123.

Neuß 1937

E. Neuß, Zur Baugeschichte der Oberburg Giebichenstein. *Giebichensteiner Heimatbuch* 1937 (Halle/Saale 1937).

Neuß 1995

E. Neuß, *Besiedlungsgeschichte des Saalkreises und des Mansfelder Landes* (Weimar 1995).

Nowothnig 1969

W. Nowothnig, Untersuchungen am »Giebichenstein« und am Großsteingrab im Staatsforst »Krähe« bei Stöckse, Kr. Nienburg (Weser). *Neue Ausgr. u. Forsch. Niedersachsen* 4, 1969, 37–47.

Nuglich 1967

K. Nuglich, Die früheisenzeitliche Siedlung vom Gelände des Landesmuseums für Vorgeschichte Halle (Saale). *Jahresschr. Mitteldt. Vorgesch.* 51, 1967, 231–258.

Pfau 1895

C. Pfau, *Das gotische Steinmetzzeichen* (Leipzig 1895).

Ramm 1978

P. Ramm, *Der Merseburger Dom* (Weimar 1978).

Riehm 1961

K. Riehm, Solbrunnen und Salzwirkersiedlungen im ur- und frühgeschichtlichen Halle. *Wiss. Zeitschr. Martin-Luther-Univ. Halle-Wittenberg, Ges. u. Sprachwiss. R. X/3*, 1961, 849–858.

Riehm 1974

K. Riehm, Das Salzsiedergebiet HALLA und das karolingische Kastell am Giebichenstein, Jahressch. Mitteldt. Vorgesch. 58, 1974, 295–320.

Riehm/Nuglisch 1963

K. Riehm/K. Nuglisch, Der Heinrich-Heine-Felsen (Lehmans Felsen) in Halle (Saale) als spätbronze- und früheisenzeitliche Siedlungsstätte. Wiss. Zeitschr. Martin-Luther-Univ. Halle-Wittenberg 12, 1963, 923–941.

Schmitt 1988

R. Schmitt, Burg Giebichenstein. Baudenkmale 67 (Leipzig 1988).

Schmitt 1993

R. Schmitt, Burg Giebichenstein. Große Baudenkmäler 446 (München, Berlin 1993).

Schmitt 1998

R. Schmitt, Baugeschichte und Denkmalpflege. In: B. Schmuhl/K. Breitenborn: Die Eckartsburg (Halle 1998) 15–53.

Schmitt/Weise 1997

R. Schmitt/W. Weise, Forschungen zur Baugeschichte der Neuenburg und der Eckartsburg in römischer Zeit. Novum Castrum 5 (Freyburg 1997).

Schneider 1971

J. Schneider, Zur Stratigraphie der Oberburg Giebichenstein. Ausgr. u. Funde 16, 1971, 39–44.

Schneider 1973

J. Schneider, Neufunde von Halle-Giebichenstein. Ausgr. u. Funde 18, 1973, 47–52.

Schneider 1975

J. Schneider, Ein Beitrag zur Entwicklung der Burg Giebichenstein bei Halle (Saale). Ethnogr.-Arch. Zeitschr. 16, 1975, 533–570.

Schöneburg 2005

P. Schöneburg, Ein Brunnenriegel mit elf Brunnen. Grabungsbeginn in Klein Görigk am Tagebau Welzow-Süd. Ausgrabungen im Niederlausitzer Braunkohlenrevier 2004 (Arbeitsber. Bodendenkmalpfl. Brandenburg 14) 2005, 76–85.

Scholz 1998

M. Scholz, Residenz, Hof und Verwaltung der Erzbischöfe von Magdeburg in Halle in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts (Sigmaringen 1998).

v. Schultze-Galléra 1913

S. v. Schultze-Galléra, Die Unterburg Giebichenstein mit Berücksichtigung der Oberburg und der Alten Burg (Halle/Saale 1913).

v. Schultze-Galléra 1914

S. v. Schultze-Galléra, Giebichenstein. Alte Burg, Oberburg und Unterburg. Eine ausführliche Widerlegung des Herrn Major a. D. Rauchfuß nebst neuen Beiträgen (Halle/Saale 1914).

v. Schultze-Galléra 1925

S. v. Schultze-Galléra, Geschichte der Stadt Halle. Das mittelalterliche Halle. Erster Band: Von der Gründung der Stadt bis zur Entwicklung des städtischen Rates (Halle/Saale 1925).

v. Schultze-Galléra 1933

S. v. Schultze-Galléra, Der Giebichenstein als Gesamtburg (Halle/Saale 1933).

Schunke 2004

T. Schunke, Der Hortfund von Hohenweiden-Rockendorf, Saalkreis, und der Bronzekreis Mittelsaale. Jahresschr. Mitteldt. Vorgesch. 88, 2004, 219–338.

Schunke im Druck

T. Schunke, Neue prähistorische Fundstellen im Stadtgebiet von Halle (Saale). Arch. Ber. Sachsen-Anhalt, N. F. 4.

Schwarze-Neuß 1996

E. Schwarze-Neuß, Die historische Bedeutung der Burgen, Schlösser und Eigenbefestigungen für die Entwicklung der Stadt Halle im Mittelalter (Teil 1). Burgen und Schlösser in Sachsen-Anhalt 5, 1996, 25–42.

Schwarze-Neuß 1997

E. Schwarze-Neuß, Die Bewohner und Nutzer der Burg Giebichenstein und ihre Beziehungen zur Stadt Halle von den Anfängen bis zur Erbauung der Moritzburg (1484–1517). Burgen und Schlösser in Sachsen-Anhalt 6, 1997, 41–61.

Schwetschke 1852

G. Schwetschke, Hallische Steinmetzzeichen. Eine Festschrift zur 25-jährigen Hammer-Jubelfeier des Br. Ernst Friedrich Germar (Halle/Saale 1852).

Toepfer 1961

V. Toepfer, Die Urgeschichte von Halle (Saale). Wiss. Zeitschr. d. Martin-Luther-Univ. Halle-Wittenberg, Ges.- u. sprachwis. R. X/3, 1961, 759–848.

Vogt 1968

H.-J. Vogt, Mittelalterliche Funde aus der Gemarckung Kohren-Sahlis, Kr. Geithain. Arb.- u. Forschungsber. Sächs. Bodendenkmalpfl. 18, 1968, 389–433.

Vogt 1987

H.-J. Vogt, Die Wiprechtsburg Groitzsch – eine mittelalterliche Befestigung in Westsachsen (Berlin 1987).

Voigt 1961

Th. Voigt, Die frühgeschichtliche Besiedlung des Stadtgebietes von Halle (Saale). Wiss. Zeitschr. d. Martin-Luther-Univ. Halle-Wittenberg, Ges.- u. Sprachwiss. R. X/3, 1961, 859–879.

Wäscher 1955

H. Wäscher, Die Baugeschichte der Moritzburg in Halle (Halle/Saale 1955).

Wäscher 1962

H. Wäscher, Feudalburgen in den Bezirken Halle und Magdeburg (Berlin 1962).

Abbildungsnachweis

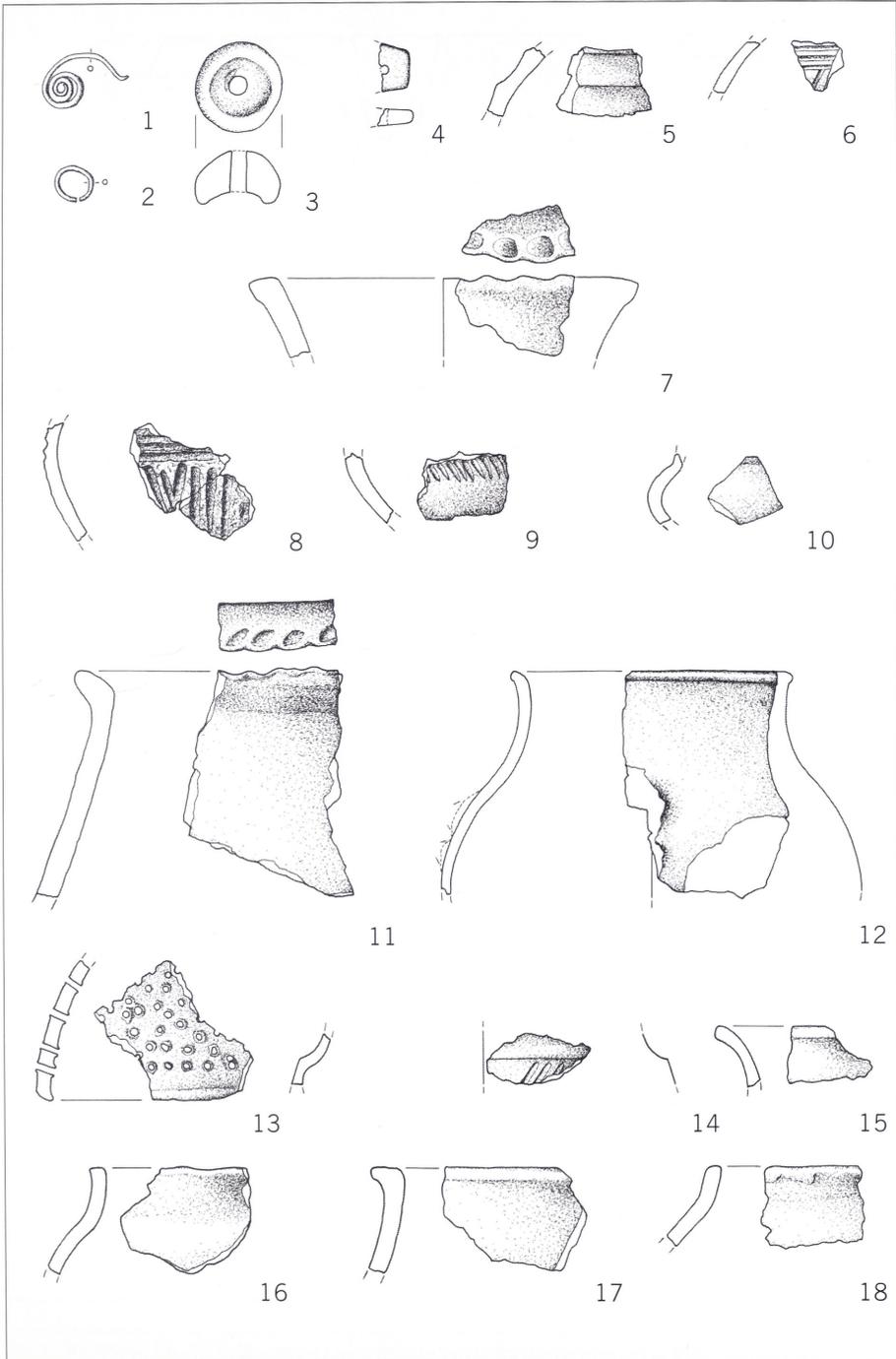
- 1 Mit freundlicher Genehmigung von
K. Bähge und H. Heilmann (Halle).

Sonstige Photos M. Küßner, T. Schunke
Zeichnungen/
Graphiken T. Schunke

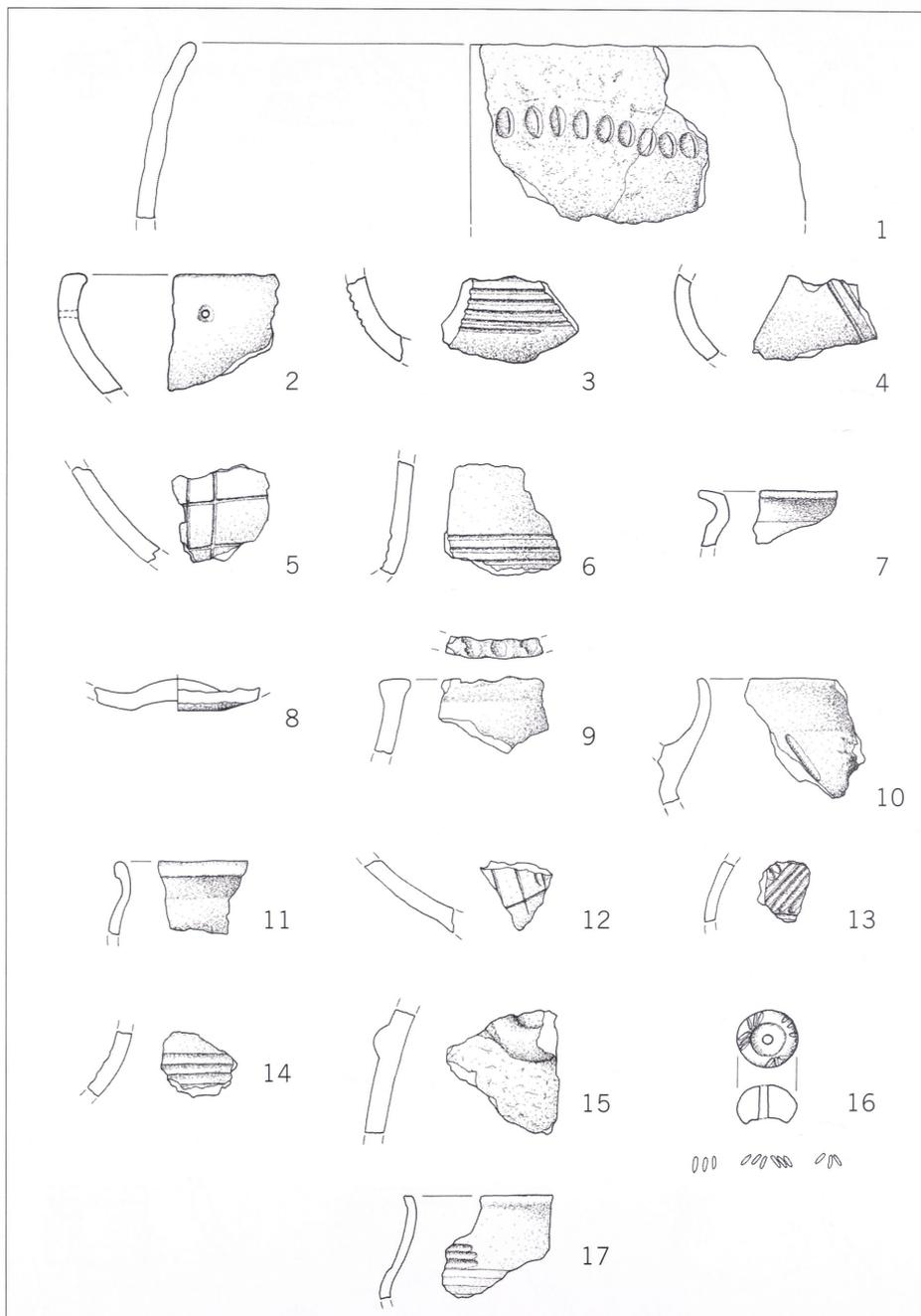
Anschrift

Mario Küßner
Landesamt für Archäologie
mit Museum für Ur- und Frühgeschichte Thüringens
Humboldtstraße 11
D-99423 Weimar
M.Kuessner@gmx.net

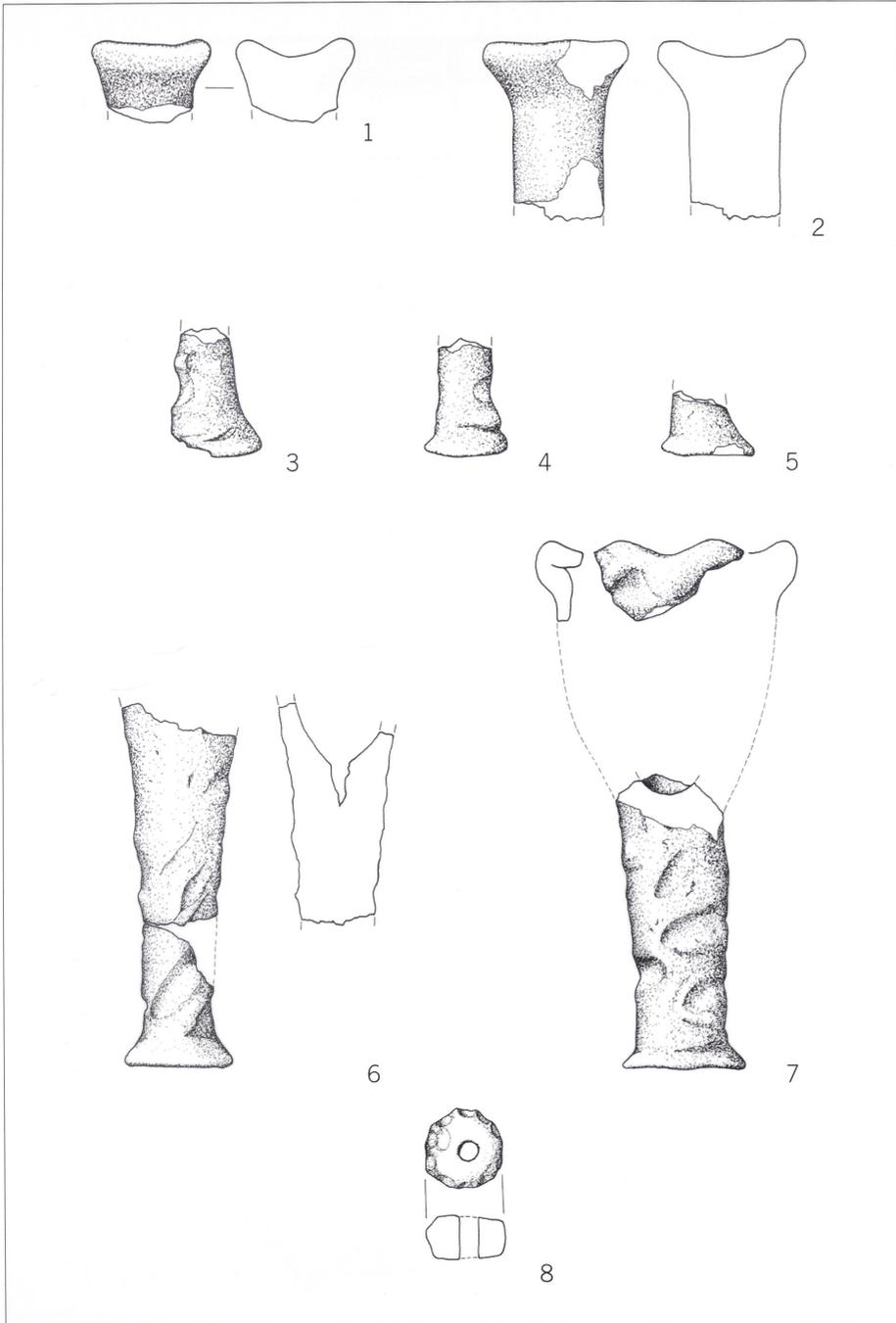
Torsten Schunke
Landesamt für Denkmalpflege und Archäologie
Sachsen-Anhalt
Richard-Wagner-Str. 9-10
D-06114 Halle
torsten.schunke@gmx.de



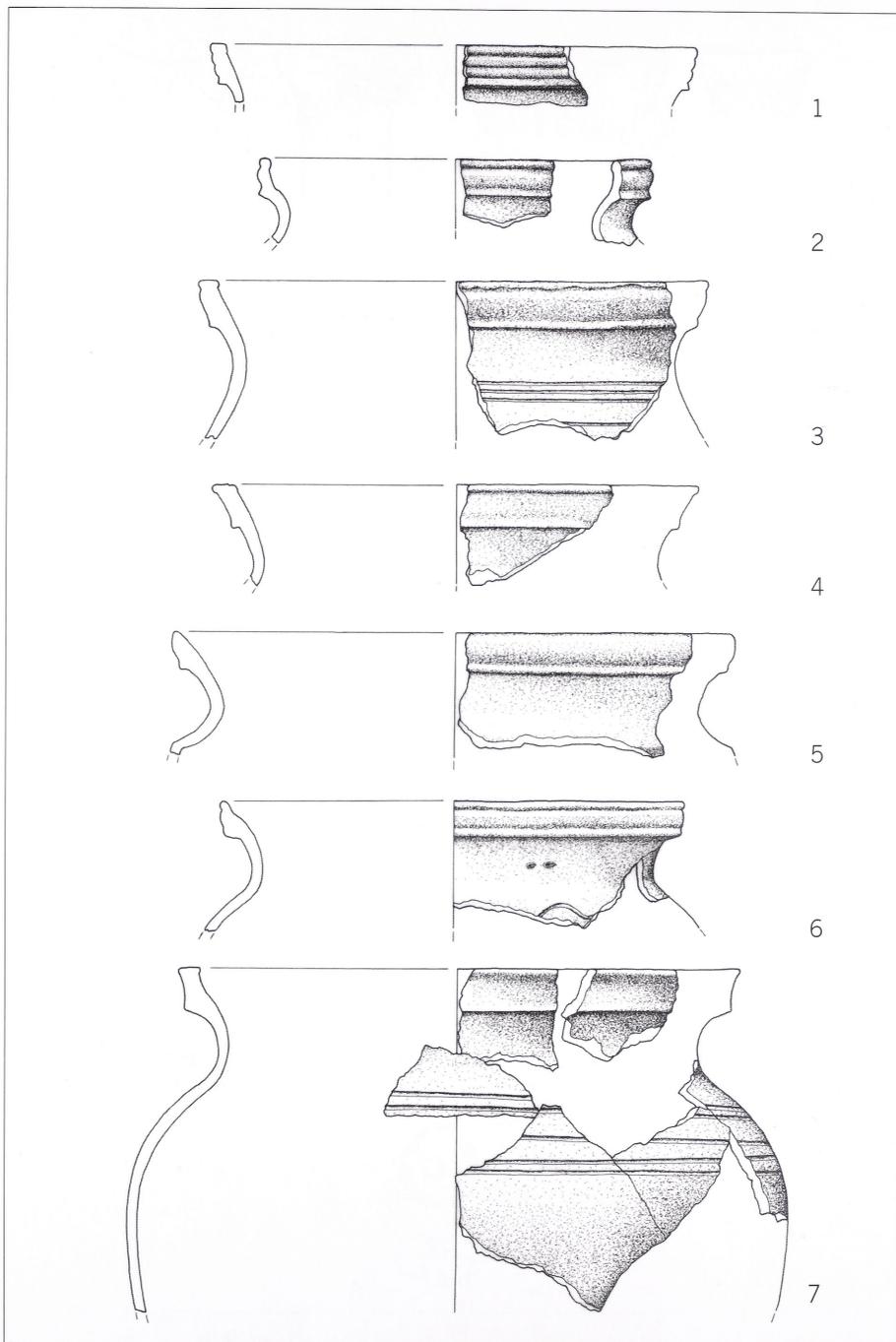
Taf. 1 Prähistorische Funde aus Schnitt B (1, 2 Bronze; 3-18 Keramik). M 1:3.



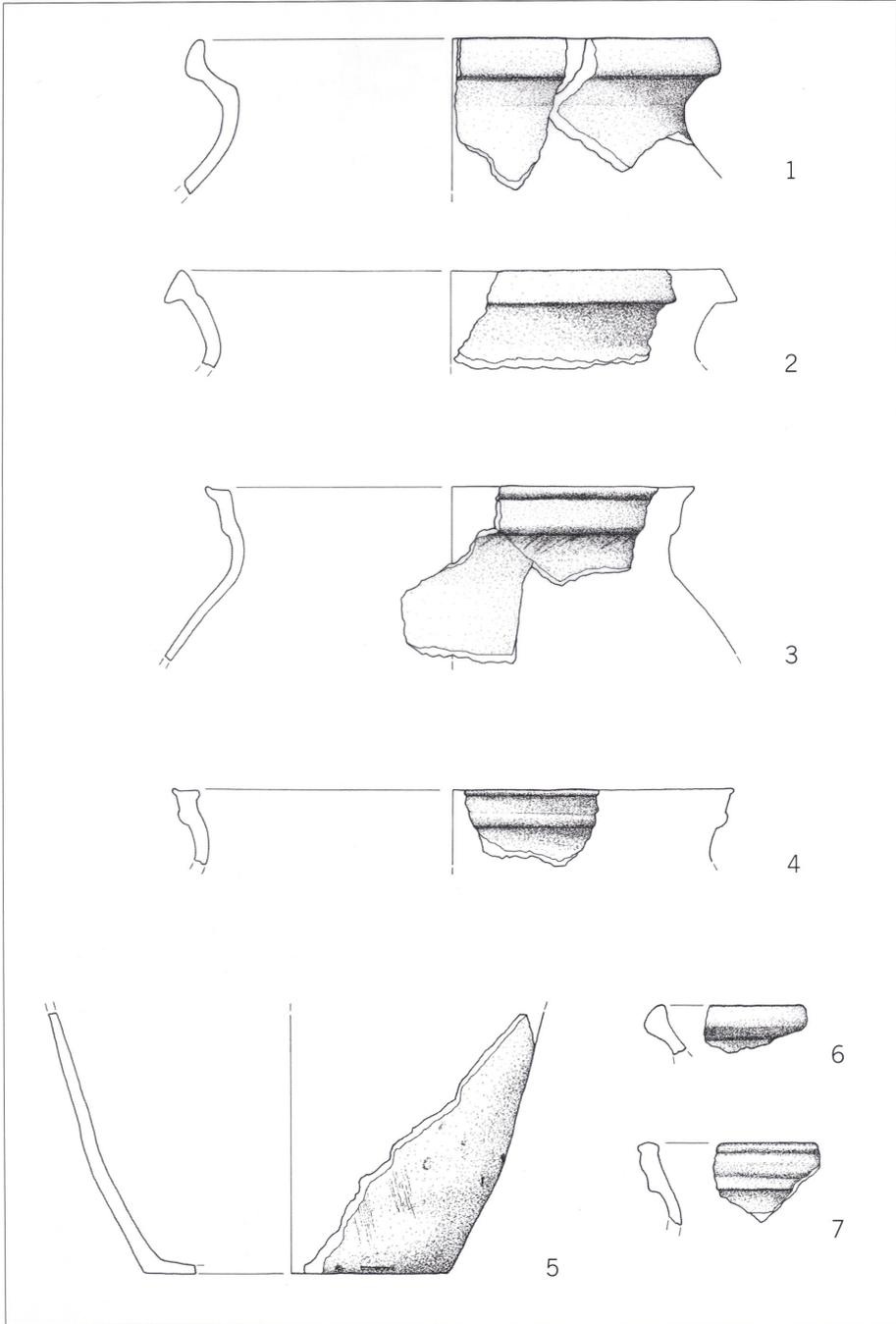
Taf. 2 Prähistorische Funde aus Schnitt B (1–8 Keramik), Schnitt C (9–15 Keramik) und Schnitt E (16, 17 Keramik). M 1:3.



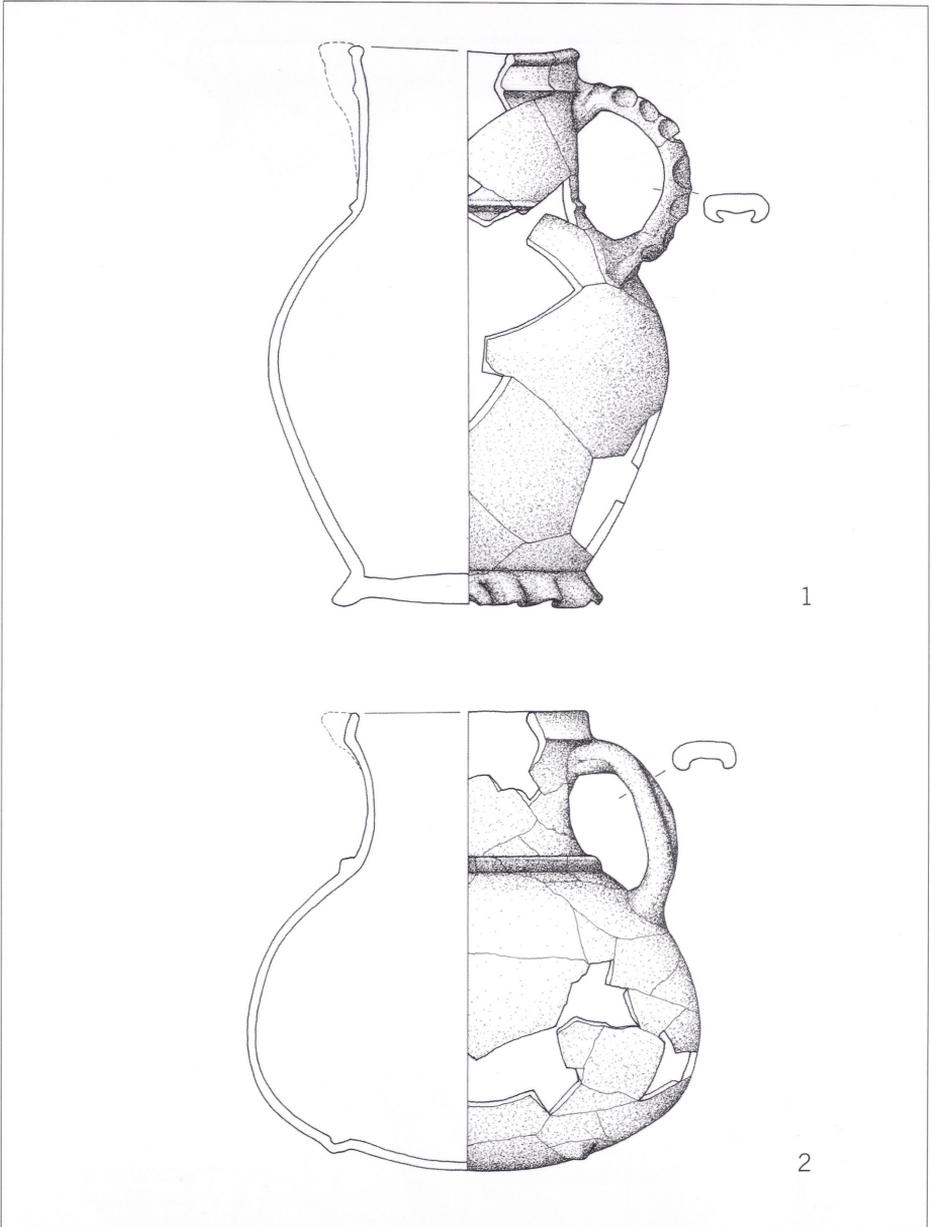
Taf. 3 Briquetage aus den Schnitten C (1 u. 6), E (3 u. 4) und dem Bereich der »Ausfallforte« (2 u. 7) sowie prähistorischer Spinnwirtel aus Raum V des Palas (8). M 1:3.



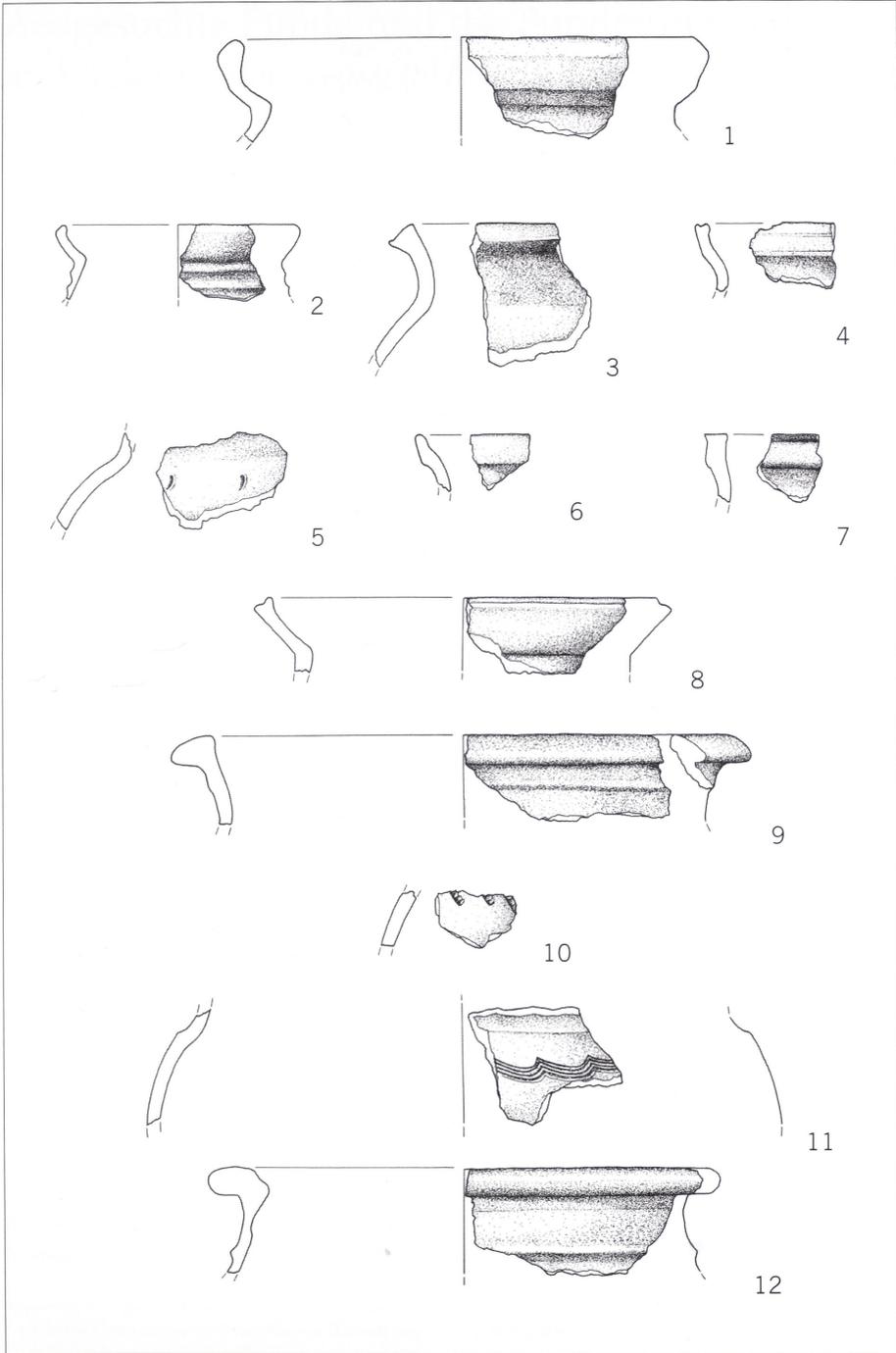
Taf. 4 Mittelalterliche Keramik aus Raum V des Palas. M. 1:3.



Taf. 5 Mittelalterliche Keramik aus Raum V des Palas. M. 1:3.



Taf. 6 Vollständig rekonstruierbare spätmittelalterliche Kannen aus Schnitt E. 1 – Torturm, östlicher Innenraum; 2 – auf der abgebrochenen Westmauer des Torturmes. M. 1:3.



Taf. 7 Mittelalterliche Keramik aus Schnitt E (1-9), Schnitt B (10, 11) und Schnitt C (12). M. 1:3.